MASTER
NEGATIVE
NO. 92-81077-6

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

DORRIES, BERNHARD

TITLE:

DER GLAUBE AN DIE WELT

PLACE:

KONIGSTEIN IM TAUNUS

DATE:

[1919]

Master Negative #

92-81077-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

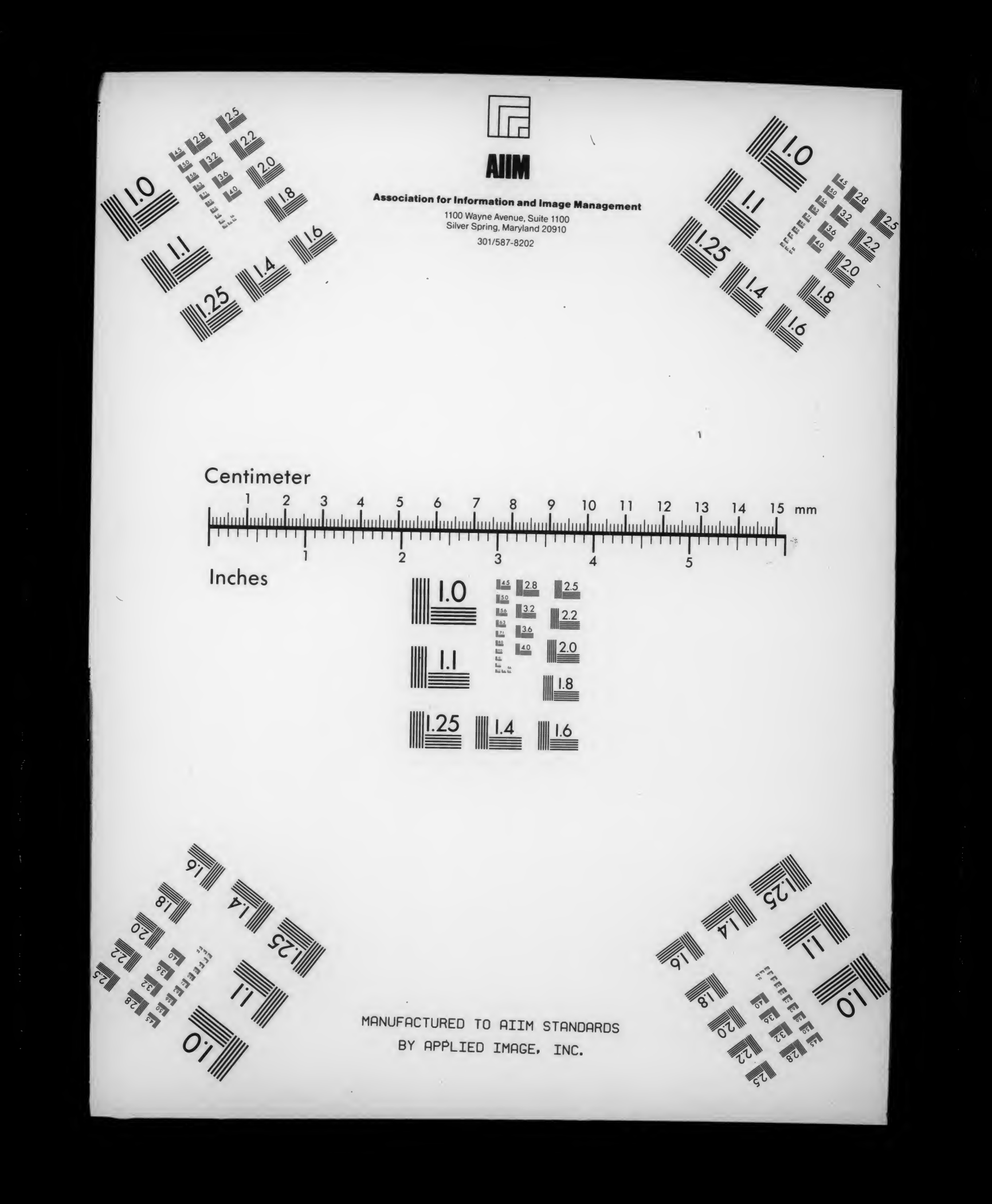
201
D737 Dörries, Bernhard, 1856-
...Der glaube an die welt. Königstein im Taunus, Langewiesche [1919]
198 p. 19 cm. (Die Blauen bücher)

At head of title: Bernhard Dörries.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 1/x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 2/4/93 INITIALS Susan
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Der Glaube an die Welt

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

GIVEN BY

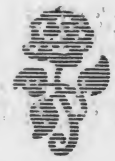
Anna Straubenmüller

1. bis 32. Tauſend

G. KENESSEY
DEUTSCHE BUCHHANDLUNG, Inc.
1464 - 3rd Ave. (83rd St.)
New York City

Bernhard Dörries

Der Glaube an die Welt



Königstein im Taunus und Leipzig

Karl Robert Langewiesche,
Verlag der „Blauen Bücher"

G. KENESSEY
DEUTSCHE BUCHHANDLUNG, Inc.
1464 - 3rd Ave. (83rd St.)
New York City

Gift of
Anna Strembenmüller
12-6-34

Über weitere Schriften des Verfassers vergleiche man die Anzeige am Schluß des vorliegenden Buches. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

201
D737

Dec. 12, 1934. Ca.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Habt nicht lieb die Welt! Ich aber sage Euch: Habt lieb die Welt und was in der Welt ist. So jemand die Welt nicht lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters.

Religion

Was ist Religion? Gerade jetzt nach dem schweren Ausgange des Krieges, wo so viele Fragen auf uns eindrängen, ist es notwendig, auch diese Frage aufzuwerfen. Wir müssen Ohr und Zeit für diese Frage haben. Was wir auch Wichtiges, Drängendes, Notwendiges auszurichten haben, das alles hat sehr wesentlich mit Religion zu tun. In dem allen wirkt Religion sich aus.

Für viele ist Religion das Nichtigste und Wesenloseste, das sie sich denken können. Was soll's noch mit der Religion in unserem heutigen Geistesleben? Auf der Kindheitsstufe der Menschheit war sie der wunderliche Versuch zur Erklärung der Rätsel der Welt und des Menschenlebens. Sie war für das naive, krause Denken jener Zeit das Beschwichtigungsmittel gegen die Schrecken des Schicksals und des Naturverlaufs. Sie war das höchst zweifelhafte Zwangsmittel für die ungezügelten Dämonen der Menschenbrust. Aber was für ein Recht hat die Religion heute noch für das aufgeklärte Welterkennen unserer Gegenwart?

Es sind ihrer doch viele, denen die Religion gerade umgekehrt das Notwendigste und Unentbehrlichste ist, das es geben kann. So unentbehrlich wie Licht und Luft und Wasser, wie Salz und Brot. Kein tüchtiges Menschenleben ohne Religion! Kein gesundes Volksleben ohne Religion! Kein Fortschritt, keine Zukunft ohne Religion!

Wie seltsam! Den einen ist Religion ein Trugbild vergangener Zeiten, ein Hemmschuh für alles Weiterkommen, ein Gift für alles Leben. Und den anderen ist

sie die Quelle des Lebens, des Friedens und der Freude, der Kraft und der Hoffnung für sie selbst und alle Welt. Auf beiden Seiten stehen Menschen, die weder an der Reife ihres Verstandes, noch an der Lauterkeit ihrer Gesinnung einen Zweifel zulassen.

Es gibt unzählige, die einfach nicht wissen, was Religion ist. Daher der unerquickliche, nie ruhende Streit um Dinge, die nichts mit der Religion zu tun haben; aber hüben und drüben ist man überzeugt: gerade das ist es, worauf es ankommt. Daher die Belastung der Religion mit dem eifrigen Dienst so vieler, die ihr in keiner Weise zur Ehre gereichen. Daher das Fernbleiben so vieler, die ihrer ganzen Art nach zu den treuesten Anhängern der Religion gehören müßten. Daher die leidenschaftliche Ablehnung, die Bekämpfung der Religion von seiten so vieler, deren innerste Seele, ohne daß sie es wissen, geradezu lebt und atmet in Religion.

Eins wollen wir uns vor allem gesagt sein lassen: Wo es sich um Religion handelt, da kann nur Religion helfen. Nicht Wissenschaft, nicht Bildung und Aufklärung, nicht Fortschritt und Kultur, oder was man sonst nennen will. Warum nicht? Einfach deshalb nicht, weil das alles nicht Religion ist. Religion ist der Mutterboden, aus dem das alles hervorwächst. Aber Religion ist das alles nicht. Deshalb vermag das alles der Religion weder etwas anzuhaben noch ihr zurechtzuhelfen. Überlebte, verknöcherte Religion ist nur durch junge, lebendige Religion zu überwinden. Krankhafte, falsche Religion ist nur durch gesunde, echte Religion zu besiegen. Ein religiöser Irrtum hat ein wunderbar zähes Leben. Verklärt durch den Nim-

bus des Heiligen wurzelt er tief in den Seelen seiner Bekenner. Durch Jahrhunderte und Jahrtausende erbt er in unzerstörbarer Kraft sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, je älter, desto sicherer mit ihrem Denken und Leben verwachsen. Keine Waffen der Wissenschaft bezwingen ihn. Keine Fortschritte der Bildung machen ihn zunichte. Er weicht nur der besseren religiösen Erkenntnis, dem tieferen und reineren religiösen Erleben.

Ausdrücklich bekennen wir uns von vornherein zum Christentum. Es scheint ja fast, als ob heutzutage ein gewisser Mut dazu gehörte. Viele auch von denen, die noch Religion wollen, wollen vom Christentum nichts wissen. Das ist die Form von Religion, die ihnen am unerträglichsten ist. Und was wollt ihr an seine Stelle setzen? Eine neue Religion, die ihr euch selbst ersonnen habt? Es wird gegenwärtig nicht ganz selten ein neues Religiönchen angeboten. Als ob eine Religion erdacht werden könnte im behaglichen Frieden der Studierstube! Eine Religion, im Schlafrock hinter dem warmen Ofen ersonnen! Welch ein Gedanke! Wer neue Religion schaffen will, der tut es, weil er muß, weil er nicht anders kann. Und nun ist er zu allem bereit. Er ist bereit zur vollkommensten Vereinsamung, zum härtesten Kampf mit der ganzen Welt. Er muß hinaus in Winterkälte und Sommerhitze. Mit jedem Verzicht, mit jeder Entbehrung muß er sich vertraut machen. Den Mächtigen der Erde sagt er die Wahrheit ins Angesicht und zieht die blinde Wut der Menge auf sich. Täglich und stündlich trägt

er sein Leben in seiner Hand. Hassen muß er, die ihn lieben, und lieben, die ihn hassen. Gut und Blut, Heimat und Beruf, Gesundheit, Ehre und guten Namen muß er zum Opfer bringen und Schmach und Schande, Not und Verfolgung dafür eintauschen. Steinigen und kreuzigen muß er sich lassen. Es ist eine unglaublich lächerliche Torheit, neue Religion schaffen zu wollen, anders als auf dem Kalvarienberge.

Oder wollt ihr eine alte fremde Religion an Stelle des Christentums einführen? Vielleicht möglichst weit her, vielleicht aus dem alten Wunderlande Indien? Alte, tiefsinnige indische Weisheit, der süße Duft der Lotosblume, der Schlummertrank der Mohnblüte, das ist der rechte Ersatz des Christentums? Macht, was ihr wollt, ihr schafft die tausend Jahre Christentum nicht fort aus unserem Volk. Unserem Volk ist das Christentum ins Blut gedrungen wie keinem anderen Volk. Mit aller Bestimmtheit ist es zu sagen, entweder das Christentum oder überhaupt keine Religion. Es gibt keine dritte Möglichkeit für unser Volk. Aber seht euch doch erst einmal das Christentum genauer an. Ihr kennt es nur in einer Gestalt, die euch zurückschreckt. Das Christentum ist etwas unendlich Einfaches und eben deshalb etwas unendlich Großes. Dieses Einfache bleibt. Mag alles andere hinfallen, was im Laufe der Jahrhunderte sich darangehängt hat. Es ist gut, wenn es hinfällt. Aber dies Einfache, dies Tiefe und Große, dies Wahre und Ewige bleibt. Es hat sich im Fortschritt der Zeit in immer neue Formen gegossen. Diese Wandlungsfähigkeit ist der große Vorzug des Christentums. Es ist so wandlungsfähig wie alles Lebendige. Schafft ihm die Form, die es braucht für unsre Zeit.

Das hat Sinn. Aber das Christentum bekämpfen und doch Religion wollen für unser Volk, das hat keinen Sinn.

Was ist Religion? Das ist die entscheidende Frage. Der Streit um die Religion nimmt seinen Ausgangspunkt schon bei der Frage, was eigentlich Religion ist. Erweckt das nicht von vornherein ein Vorurteil? Wie kann es mit der Religion viel auf sich haben, wenn man noch nicht einmal weiß, was das ist? Es geht doch mit anderen großen Dingen ebenso. Was ist das Leben? Wie kann man nur so fragen? Jeder lebt's, jeder hat's. Aber was es ist, wer vermag es zu sagen? Was ist Kunst? Fragt einmal einen Künstler danach, der muß es doch wissen. Er sieht euch vielleicht verwundert an. Er lacht euch ins Gesicht. Jetzt erst fängt er an, darüber nachzudenken. So ist es auch mit der Frage: Was ist Religion? Man kann Religion haben; sehr warm, sehr lebendig, sehr kraftvoll kann sie in einem Menschen sein. Sie ist der Friede seiner Seele, das Glück seines Lebens, der Hort seiner Zuversicht. Aber wenn man ihn fragt, was es nun eigentlich damit sei, da gibt er mit stammelnden Worten sehr ungenügenden Bescheid.

Was ist Religion? Ja, was ist dies wunderbare Etwas, das, wo es rechtes Leben in sich hat, in solch merkwürdiger Kraft sich im Menschenherzen regt? Stärker als irgendein anderes Gefühl vermag es eine Menschenseele zu erfassen. Im Guten und im Schlimmen kommt ihm nichts anderes gleich. Mit einer wilden,

furchtbaren Glut kann es sie erfüllen, daß man schaudernd vor den Dingen steht, die es vollbringt. Aber es kann sie auch erheben zu einer reinen Höhe, zu der nichts anderes sie erheben kann. Auf dem Boden der Religion wachsen Menschen wie Peter Arbues, der mit kaltem Blut die Opfer seines Glaubenseifers auf die Scheiterhaufen bringt. Und auf ihrem Boden wachsen Menschen wie der heilige Franz, der, wohin er kommt, mit seiner sonnenhaften Art die Herzen bezwingt. Die Religion schafft menschliche Karrikaturen wie die Pharisäer, bei denen man nicht weiß, ob man sie von der komischen Seite nehmen, oder ob man sie verabscheuen soll. Und die Religion schafft das königliche Menschenideal, zu dem die Jahrtausende aufschauen als zu der unerreichten Verkörperung aller Menschengröße und aller Menschenschönheit. Religion hat der Wilde, der heute vor seinem armseligen Fetisch kniet, und morgen ihn prügelt. Sie ist in ihm roh und wild und ungeschlacht wie sein ganzes Wesen. Und Religion hat der „Olympier" auf der Höhe aller geistigen Kultur. Je mehr er innerlich wächst und reift, desto mehr vertieft er sich religiös. Wie oft hat die Religion wie ein lähmender Bann alle Freiheit der Bewegung, alles Streben nach aufwärts unterdrückt. Und doch hat auch wieder die Religion den Menschen auf seinem langen Wege heraus aus der ursprünglichen Wildheit und Roheit, auf dem mühsamen Wege nach oben, auf dem er erst wirklich zum Menschen wurde, geführt, hat ihm die ewige Unruhe in die Seele gesenkt und ihn aufwärts getrieben. Das Größte und Höchste, das er denken und ahnen konnte, hat er seinen Gott genannt. Die Macht, vor der er innerlich sich beugte, zu der er

glaubend und hoffend hinaufsah, die zog ihn über sich empor.

Was ist Religion? Was ist dies wunderliche Rätsel, das tausend Widersprüche in sich zu bergen scheint? Wir sagen es kurz und schlicht: Religion ist der Eindruck, den die Welt auf uns macht, die Welt und die Dinge, die in ihr sind. Nicht die Oberfläche, nicht der Augenschein, nicht der flüchtige Augenblick. Nein, die wirkliche Welt, die unerschöpfliche Welt, die mit solch verschiedenen Augen uns ansieht, bald mit lachenden, lockenden, bald mit finsteren, unheimlichen Augen. Religion ist der im Innersten empfundene lebendige Zusammenhang unseres Wesens und Lebens mit dem Geheimnis der Welt. Sie ist das Gefühl, daß die Welt ihre unergründliche Tiefe hat, daß nicht der Leichtsinn und die stumpfe Gleichgültigkeit, daß auch nicht der nüchterne rechnende Verstand das letzte Wort über sie spricht, sondern daß etwas Wunderbares, Furcht- oder Ehrfurchtgebietendes in den Dingen ist. Gefühl ist ein mißverständlicher Ausdruck. Religion ist die Grundstimmung, mit der die Welt, in der wir leben und atmen, die täglich und stündlich bestimmend auf uns einwirkt, uns erfüllt und durchdringt, uns imprägniert. Das ist die Macht der Religion. Religion ist der Eindruck, den die Welt mit ihrer unergründlichen Wirklichkeit auf des Menschen Seele macht. Das ist das Charakteristische an allem, was überhaupt Religion heißen kann, von ihren ersten Ursprüngen an bis zur höchsten Höhe ihrer Entwicklung.

Wir finden uns vor in einer Welt, die ein seltsam wechselndes Angesicht uns zeigt. Sie zieht uns an durch unendlich viel Schönes und Gutes. Und sie stößt uns ab durch tausend Schrecken. Wir fühlen uns abhängig wie von einer Macht, die uns ganz und gar in ihrer Hand hat. Wir fühlen ihre ungeheure Größe. Wir fliehen vor ihr und können doch nicht von ihr los. Wir zittern vor ihr und fühlen uns doch ihr innerlich verwandt. Sehr verschieden ist deshalb der Eindruck, den die Welt, die Wirklichkeit der Dinge im Menschen hervorruft, sehr verschieden die Stimmung, die sie in ihm auslöst, sehr verschieden das Gepräge, das sie seinem innersten Leben aufdrückt, sehr verschieden mit anderen Worten — die Religion. Der Grundton der Stimmung, die die Welt in uns weckt, kann Furcht sein und kann Freude sein. Furcht: von der dumpfen Angst des Wilden an, vor den unbegriffenen Mächten der Natur bis hin zu dem tiefen bewußten Grauen vor der Welt und ihrem Wesen, das man in seiner Nichtigkeit und Verwerflichkeit erkannt zu haben glaubt. Freude: von der trunkenen Lust an, die untertaucht in das berauschende, flutende Naturleben, bis hin zu dem beglückenden schöpferischen Bewußtsein, mit zu arbeiten an dem großen Werdegange der Welt. Furcht und Freude, welch einer mannigfaltigen Abstufung ist beides fähig!

Aber wir wollen hier nicht die Kette der Religionen durchlaufen, wie sie in buntester Folge hervorgewachsen sind aus der Mannigfaltigkeit des Eindrucks, den die Welt und ihr wechselvolles Leben auf das Menschenherz macht. Wir suchen die Religion auf ihrem Höhepunkte. Und wir sind überzeugt, daß sie im Chri-

stentum diesen Höhepunkt erreicht. Wir sind uns des großen Rechts unserer religiösen Eigenart gewiß. Wir fragen allein: Was ist das Wesen des Christentums?

Ehe wir aber darauf Antwort geben, müssen wir notwendig noch eins uns klar machen: Wenn wir Religion haben, wenn die große Wirklichkeit der Welt und der Dinge in ihr ihren Eindruck auf uns macht und uns das Herz mit einer Stimmung füllt, die unser innerstes Leben beherrscht, dann machen wir uns natürlich auch unsere Gedanken über die Welt, über das Geheimnis der Welt, über die tausend Rätsel der Welt und ihrer Geschichte, über Weltlauf und Weltzusammenhang, über Himmel und Erde, über Schicksal und Menschenleben, über Zeit und Ewigkeit. Und diese Gedanken suchen wir in möglichst treffende Worte, in bestimmte Lehren zu fassen. Aber nicht wahr? es ist möglich, daß hinterher jemand diese Worte und Lehren nachspricht und sie mit Eifer und Nachdruck vertritt, aber von den religiösen Stimmungen, Eindrücken, Gefühls- und Willenserregungen, die einmal sich darin ausgesprochen haben, ist wenig oder nichts in ihm zu spüren. Also wo Religion ist, da sind immer auch Gedanken, da sind Lehren, Glaubenssätze, da ist, ja nun je nachdem: Mythologie, Theosophie, Theologie. Aber Religion ist das alles nicht. Religion ist nicht Lehre, nicht Theologie. Und Lehre, Theologie ist nicht Religion. Das ist eine Erkenntnis von schwerwiegendster Bedeutung. Sie scheint auf der flachen Hand zu liegen. Aber sie wird immer wieder vergessen.

Und so wird denn Religion mit etwas verwechselt, das vorhanden sein kann, ohne eine Spur von Religion in sich zu haben.

Die Kirchen, die Religionsgemeinschaften unterscheiden sich nicht durch ihre Lehre, nicht durch ihre Theologie. Selbstverständlich auch dadurch. Aber das ist nicht das Entscheidende. Das ist nur die naturgemäße Folge ihres wirklichen Unterschiedes. Sie unterscheiden sich durch die verschiedene religiöse Stimmung, durch die verschiedene Art von Frömmigkeit, die sie pflegen, die sie ihrer geschichtlichen Entstehung nach, also ihrem innersten Wesen nach pflegen müssen. Frömmigkeit und Frömmigkeit ist eben durchaus nicht dasselbe, sondern etwas unendlich Verschiedenes. Religion ist Frömmigkeit. Frömmigkeit ist die gute deutsche Übersetzung des Fremdwortes Religion. Es gibt weichliche, ungesunde Frömmigkeit. Aber es gibt auch kraftvolle, nüchterne Frömmigkeit. Es gibt finstere, kopfhängerische, aber es gibt auch lebensfreudige Frömmigkeit. Es gibt soviel verschiedene Frömmigkeit, wie es verschiedene Religionen gibt. Und nun fragen wir: Welches ist die charakteristische Frömmigkeit des Christentums? Die große Entdeckung der Reformation ist dies, daß Religion Glaube ist. Das Christentum ist die Religion des Glaubens.

Glaube

Religion ist Glaube! Ja, wenn das nur nicht solch ein unglückliches Wort wäre! Wenn es nicht ausgesucht gerade das Wort unserer Sprache wäre, das am häufigsten und am gründlichsten mißverstanden wird. Und dies Mißverständnis verdirbt dann das ganze Verständnis der Religion. Im gewöhnlichen Leben hat das Wort „Glauben" in der Regel die Bedeutung „für wahr halten". In hundert Fällen neunundneunzigmal. Es wird mir etwas erzählt. Ich habe keinen Grund, es zu bezweifeln. „Nun gut," sage ich, „ich glaube es schon." Das heißt: „Ich halte es für wahr." Da das im täglichen Gebrauch zu allermeist der Sinn des Wortes ist, so wird es wie selbstverständlich auch auf religiösem Gebiet zumeist so verstanden: Glaube ist Fürwahrhalten.

Aber das ist es nun, worauf alles ankommt: wir müssen uns klarmachen, daß diese landläufige Bedeutung des Wortes Glauben niemals und in keiner Hinsicht der religiöse Begriff des Wortes ist. Und wenn ich noch so viel „für wahr halte", wenn ich alles, was in der Bibel steht, alles, was die kirchliche Überlieferung in sich schließt, noch so sicher und fest, noch so freudig und zuversichtlich für wahr halte, so habe ich dabei doch vielleicht nicht die leiseste Spur wirklichen religiösen Glaubens in mir. Und wenn ich umgekehrt sehr wenig für wahr halte, wenn ich an gar manchem Wort der Heiligen Schrift, an gar mancher überlieferten Kirchenlehre sehr ernsthaft zweifle, ja, wenn mir nichts, absolut nichts von alledem sicher

ist, wenn ich nichts „für wahr halte", so kann ich dabei voll warmen, starken Glaubens sein. Der religiöse Glaube hat mit irgendwelchem Fürwahrhalten nicht das geringste zu tun. Das sind zwei völlig getrennte Begriffe, die nicht die leiseste Berührung miteinander haben und haben können.

Wie oft habe ich den „Glauben" mißachtet und verspottet gesehen! Wie oft habe ich es gesehen, daß man ihn mit Gift und Fluch bewarf. Aber immer war das ein „Glaube", der alte, dogmatische Formeln dem jungen lebendigen Geschlecht aufzwingen wollte. Nun wahrhaftig, ich bin versucht zu sagen, diese Art „Glauben" verdient allen Spott und alle Verachtung, allen Haß und Fluch, den man darauf häuft. Wie unendlich viel hat diese Art „Glauben" auf dem Gewissen! Welch ein Übermaß von Unheil hat sie im Lauf ihrer Geschichte angerichtet! Welche Ströme von Blut hat sie vergossen! Sie hat Jesus an das Kreuz geschlagen und seine Jünger und Bekenner verfolgt. Wie oft hat sie den Fortschritt gehindert und gehemmt, und, wo sie es nicht konnte, ihn mit scheuen und scheelen Augen überwacht. Sie hat die Religion entleert und verdorben und die Erkenntnis des lebendigen Gottes erschwert und verwehrt.

Aber das Wort Glauben ist dennoch ein ganz unentbehrliches Wort. Soviel trostloser Mißverstand sich auch damit verbindet, soviel Mißbrauch damit getrieben wird, wir können es nicht aufgeben. Auch im gewöhnlichen Leben hat das Wort zuweilen eine andere Bedeutung:

Kolumbus glaubte an die Gottesstimme in seiner Brust. Ein Künstler glaubt an seine Kunst. Ein Jünger glaubt an seinen Meister. Ein Vater glaubt an sein verirrtes Kind. Unser Volk glaubt an seinen weltgeschichtlichen Beruf. Irgend so etwas wie ein Fürwahrhalten hat da gar keinen Sinn mehr. Nein, da handelt es sich allemal um ein Vertrauen, um des Herzens Hingabe, um das Gefaßtsein des Willens. Diese Bedeutung hat das Wort Glauben in religiösem Sinne stets. Religiöser Glaube ist Vertrauen, vom ersten Anfang an bis zur höchsten Vollendung nie etwas anderes als Vertrauen. Es gibt schwachen und starken Glauben. Aber schwach ist nicht der Glaube, der nur wenig für wahr hält, oder der nur halb überzeugt ist, und stark ist nicht der Glaube, der viel für wahr hält und dessen Überzeugung hart geschmiedet ist. Ein schwacher Glaube ist schwaches, schwankendes Vertrauen. Und starker Glaube ist ein Vertrauen, das uns die Seele füllt mit Friede und Freude, mit Hoffnung und Wagemut, mit Tatkraft und unermüdlicher Ausdauer.

Glaube ist Vertrauen, nie etwas anderes als Vertrauen. Das ist für unser religiöses Denken der grundlegende, entscheidende Punkt. Aber es ist etwas, das offenbar merkwürdig schwer begriffen wird. Immer wieder denkt man sich den Glauben als die Zustimmung zu allerlei Ansichten und Vorstellungen, zu allerlei Geschichten und Lehren. Das ist die alte, angeerbte, festgewurzelte Anschauung vom Glauben, die durch die landläufige Bedeutung des Wortes immer neue Nahrung bekommt. Sie ist so naheliegend, so einfach, so einleuchtend. Die kirchliche Tradition sowohl wie ihre Bekämpfer halten mit wunderbarer Einmütigkeit an

ihr fest. Aber dies ist die „erste Lüge", die Quelle alles Irrtums, von der man sich notwendig losmachen muß.

Was muß man für wahr halten, um ein Christ zu sein? Die Antwort kann nur lauten: Nichts, absolut nichts. Aber muß ich nicht für wahr halten, daß Jesus gelebt hat, daß er Zeichen und Wunder tat, daß er sich für uns kreuzigen ließ, daß er auferstanden ist und gen Himmel fuhr? Muß ich nicht für wahr halten, daß ein Gott ist, der die Welt schuf, der der Sterne Bahnen lenkt, der das Schicksal der Menschen regiert, der das Böse straft und dem Guten hilft? Nein, nichts von alledem, nicht einen Satz, nicht ein einziges Wort, noch nicht einmal das kleine und doch so unendlich große Wort Gott. Es ist eine völlige Verkehrung der Sache, irgendwelche, noch so wenige, noch so vorsichtig abgewogene Sätze aufzustellen, die für unseren Christenglauben unerläßlich seien. Es ist eine unselige Verirrung, eine Versündigung an der Religion, diese Sätze als Maßstab zu benutzen, um daran Christenglauben zu messen und zu richten. Und wenn ich all diese Sätze und noch viele mehr mit meinem Herzblut unterschreibe, davon bin ich kein Christ. Unser Christenglaube hat mit irgendwelchem Fürwahrhalten nichts zu tun.

Aber das ist Glaube, wenn der Bauer trotz Mißwachs und Hagelschlag seinen Pflug wieder ins Land drückt und wieder mit dem Schweiß des Angesichtes seinen Acker düngt. Das ist Glaube, wenn ein Mann aus dem Zusammenbruche seines Glücks mit trotzigem Mut sich wieder erhebt und das Leben von neuem mit fester Hand erfaßt. Das ist Glaube, wenn ein junger Mensch hoffnungsvoll seinen Weg in die Welt antritt,

ob auch ausgestattet nur mit dem, was er im Elternhaus, in Schule und Lehrzeit gelernt hat. Das ist Glaube: das Gewissen höher stellen als den greifbaren Vorteil und in strenger Pflichterfüllung den einzigen Weg zum sicheren Glücke sehen.

Glaube war es, als unser Volk vor hundert Jahren aus Armut und Knechtschaft sich aufraffte und aller feindlichen Übermacht zum Trotz mit sicherer Zuversicht auf den Sieg seiner guten Sache hoffte. Glaube war es, daß jetzt in dem furchtbaren Kriege, der hinter uns liegt, unser Volk den Kampf aufnahm gegen den Ansturm der halben Welt, den Kampf um sein Recht, sein Leben, seine Zukunft, vier Jahre lang in der unbedingten Gewißheit seines siegreichen Durchhaltens. Und Glaube, Glaube tut ihm not jetzt erst recht nach dem endlichen Zusammenbruch unter der furchtbaren Übermacht, — Glaube, das heißt das trotzige Vertrauen, daß es für unser Volk, das so Ungeheures geleistet hat wie nie ein anderes Volk der Erde, keinen Untergang gibt und geben kann, daß es immer noch einen Sinn und Zweck des deutschen Lebens, immer noch eine deutsche Zukunft gibt und daß es jetzt nichts anderes zu tun gibt, als mit ungebeugter schaffender Hoffnung sofort wieder an den Neuaufbau zu gehen. Das alles ist Glaube, wirklicher Glaube — religiöser Glaube.

Das Christentum ist die Religion des Glaubens. Was bedeutet das? Das bedeutet: Es hat uns endlich Mut gemacht zu der Welt, in der wir leben müssen. Es stellt uns vor die Welt, vor diese nüchterne,

alltägliche Welt, vor diese „arge, böse" Welt und spricht zu uns: „Seht sie euch an! Sie ist voll von tausend Widersprüchen und Unvollkommenheiten. Aber seht sie euch an, ob sie nicht trotz alles Schlimmen und Bösen, das in ihr ist, trotz alles Jammers und aller Not, trotz alles Unrechts und aller Sünde, die in ihr sich breit machen, ob sie nicht trotz alledem euch Vertrauen abgewinnt. Sie ist ein großer lebendiger Strom, der aus ferner Vergangenheit in ferne Zukunft fließt. Viel Geröll und Schmutz führt der Strom mit sich. Viel Schauder und Schrecken birgt er in seinen Tiefen. Er sieht oft aus wie ein Strom des Todes und des Verderbens, der irgendeinem Abgrund entgegendrängt. Aber seht ihn euch an, ob nicht irgend etwas darin euch auf andere Gedanken bringt, vielleicht nur erst ein einziger lichter Punkt, ein einziges Menschenleben. Vielleicht öffnet das euch die Augen und bezwingt euch das Herz, und nun seht ihr immer mehr des Großen und Guten, und eine Ahnung überkommt euch, daß doch am Ende Vernunft in den Dingen ist und so etwas wie Gerechtigkeit mitten in aller Torheit und Verkehrtheit siegreich sich durchsetzt. Ihr fühlt den Mut, es mit der Welt zu wagen. Ihr fühlt, es ist dennoch der Mühe wert, in der Welt zu leben und für die Welt und eine bessere Zukunft zu arbeiten und zu kämpfen. Wie oft auch Recht und Wahrheit am Boden liegen, es ist dennoch unbedingt geboten, dafür einzutreten. „Ein verlorenes und verdorbenes Leben, das nicht dem Guten dient."

Christliche Frömmigkeit ist Glaube an die Welt, Freude an der Welt, Liebe zur Welt, Ehrfurcht vor der Welt und ihren Wundern, Vertrauen zu der

Welt und ihrer Zukunft. Nicht das Vertrauen des Leichtsinns, der über alle Schatten und Schäden der Welt sich hinwegsetzt. Nein, das Vertrauen, das für alles Schlimme und Schlechte in der Welt ein offenes Auge, ein fühlendes Herz, ein waches Gewissen hat, das aber allem, was ihm die Welt verderben will, sein trotziges „Dennoch" entgegensetzt, dies „Dennoch", das die Quelle alles Tüchtigen und Tapferen ist, dies „Dennoch", auf dem die Hoffnung der Welt ruht. Es kann kein Zweifel sein, daß dieser Glaube der Hebel alles Fortschritts, die treibende Kraft alles Schaffens und Wirkens ist, daß dieser Glaube den Menschen zum Menschen macht, daß er die Welt für ihn bewohnbar, daß er die Erde ihm untertan macht.

Christliche Frömmigkeit ist Glaube an die Welt. Nach all dem Furchtbaren, das wir erlebt haben, wird das bei vielen nur ein schmerzliches Kopfschütteln erregen. Ja, es wird den leidenschaftlichen Protest vieler wecken. Die Welt kommt ihnen vor wie eine Hölle, wo die brutalste Gewalt und das schändlichste Unrecht am sichersten triumphieren. Aber gerade jetzt haben wir den Glauben an die Welt nötig wie das liebe Brot. Ohne diesen Glauben ist unser Volk verloren. Dieser Glaube allein kann uns und unsere Zukunft retten.

Ein bekanntes Dichterwort sagt:

„Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle.
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle."

Wie wunderlich verkehrt ist das. Das gerade Gegenteil ist richtig. Es handelt sich wieder um die übliche

Verwechslung religiösen Glaubens mit dem Fürwahrhalten überkommener Sätze und Lehren, dem Ausruhen in der Vergangenheit. Nein, der Zweifel unterbindet die Kraft, macht feige und schwach. Der Glaube ist die niemals ruhende, immer neu sich verjüngende Kraft, die jede Schwierigkeit überwindet und jedes Wunder vollbringt. Gerade er sprengt jede Pforte. Gerade er bricht jede Mauer. Er versetzt Berge, er reißt die Sterne vom Himmel. Ohne ihn geschieht nichts Großes und Tapferes in der Welt. Ausnahmslos alles Ruhmvolle, Schöpferische, Bahnbrechende ist des Glaubens Werk. Wo wirklich einmal dem Zweifel, dem armen Tropf, etwas Nennenswertes zu gelingen scheint, da kann man sicher sein, daß, wie Siegfried in der Tarrenkappe neben Günther, so neben dem Kümmerling, dem Zweifel, hinter irgendeiner Verhüllung der Glaube, vielleicht gerade ein besonders lebendiger, starker Glaube sich verbarg. Und nur der hat vollbracht, was jetzt der eitle Wicht, der Zweifel, sich auf die Rechnung setzt.

Das Wort Glaube bezeichnet das innerste Leben unserer Religion, ihr ein und alles. Es ist das einzige Wort, das wirklich das ganze Wesen unserer Religion in sich zusammenfaßt. Es ist überhaupt die Zusammenfassung alles Tüchtigen und Gesunden im Menschen, alles Starken und Lebendigen, alles Schaffenden und Zukunftsicheren, das in ihm ist. Alles, was Kraft und Leben in sich trägt, was Glück und Sieg und Hoffnung gibt: Freude und Standhaftigkeit und Wagemut und Arbeitslust und Liebe und Ehrfurcht und das instinktive, unmittelbare Gefühl für alles Höhere und Bessere und was sonst noch Großes und Gutes

und Glückliches wächst im Menschenherzen, das alles in einem einzigen Worte ausgesprochen, das ist Glaube. Wir können das große Wort Glaube nicht entbehren. Mögen die Anhänger des traditionellen kirchlichen Christentums sich mit den klangvollsten Namen nennen. Wir wollen sie nicht hindern. Nur gegen eins protestieren wir. Sie sollen sich nicht „die Gläubigen" nennen. Sie haben kein Recht dazu. Was für sie das Entscheidende dabei ist, das ist kein Glaube im religiösen Sinne des Wortes. Sie verderben uns das große Wort. Sie bringen es in Mißkredit. Sie machen aus dem Glauben etwas, wogegen ein gesunder Sinn sich wehrt. Sie ketten den Glauben an die Vergangenheit, sie entfremden ihn der lebendigen Gegenwart, der wirklichen Welt. Und er soll uns doch der Kompaß sein, der durch diese Welt und ihre härtesten Wirklichkeiten, die er mit klarem Auge sieht und mit starker Hand meistert, uns sicher hindurchführt. Sie machen aus dem Glauben ein Pensum, das Gott den Menschen aufgegeben hat: Wer diese alten Geschichten, diese ehrwürdigen Sätze am gewissenhaftesten sich einprägt und ihnen restlos zustimmt, der ist der Beste. Aber wie ein Geschenk will der Glaube empfunden werden, wie ein Wunder, das in uns und an uns geschah. Ist es nicht so mit jedem Vertrauen, mit jeder Liebe, mit jeder Ehrfurcht, die uns das Herz bezwingt? Die kirchliche Tradition verdirbt den Glauben zu einer Aufgabe, die am ehesten und besten den Schwächlingen und Kümmerlingen gelingt, und den Kindern, die noch keine Ahnung haben von dem wirklichen Stand der Dinge und von den tausend Schwierigkeiten, die einem ehrlichen Ja im Wege stehen und das Gewissen

binden. Aber der Glaube ist eine Sache gerade für die stärksten Herzen, für die tapfersten Seelen. Er weckt ihre Kraft und verdoppelt sie. Er steigert ihre Kühnheit bis ins Schrankenlose, daß sie das Größte zu vollbringen fähig werden. Die kirchliche Tradition würdigt den Glauben herab zu einem geistigen Besitz, den man haben und mit Leidenschaft vertreten kann und kann dabei ein grundschlechter Mensch sein, ein Mensch mit einem verknöcherten Herzen und einer vergifteten Seele. Aber der Glaube muß etwas sein, das den Menschen zum „Salz der Erde" macht und zum „Licht der Welt", das ihn zum Pionier alles Guten, zum Werkzeug Gottes macht, das seines Wesens beste Seiten lebendig macht und sie läutert und heiligt, bis sie ihre Verwandtschaft, ihre Wesenseinheit mit dem Ursprung ihres Daseins, mit der Gottheit offenbaren.

Es ist eine vielbesprochene Frage: Ist das Christentum seinem innersten Wesen nach optimistisch oder pessimistisch? Ist es Freude an der Welt und ihrem Leben, oder predigt es die Flucht vor der Welt? Ist es Weltbejahung oder Weltverneinung? Das bedeutet nichts anderes als: Ist das Christentum die Religion des Glaubens oder des Unglaubens? Glaube ist die deutsche Übersetzung des Fremdworts Optimismus, Unglaube die deutsche Übersetzung des Fremdworts Pessimismus. Wir Deutschen pflegen uns nun einmal den Sinn eines Begriffs am liebsten durch ein Fremdwort klarzumachen. In der Tat: daß religiöser Glaube etwas durchaus anderes ist, als die noch so fromme

Zustimmung zu den Überlieferungen und Satzungen der Kirche, und was er statt dessen in Wirklichkeit ist, das werden sich viele am besten dadurch klarmachen können, daß sie sich sagen: Glaube ist Optimismus.

Ist das Christentum Glaube oder Unglaube? Man braucht nur die Frage so zu stellen, d. h. man braucht sie nur genau und richtig zu stellen, und sie ist von vornherein beantwortet. Denn es kann kein Zweifel sein, daß im Christentum alles gestellt ist auf den Glauben. Was den Christen macht, ist der Glaube. Im ganzen Neuen Testament ist das Entscheidende immer und überall der Glaube.

Jawohl, der Glaube an Gott, an Gottes Walten und Wirken, an Gottes Wort und Verheißung, an Gottes Macht und Güte, der Glaube an Jesus Christus, an die Gotteskraft und den Gottesgeist, der ihn beseelt, an die Gotteswahrheit, die er verkündet, an die Verklärung und Erhöhung, zu der Gott ihn geführt hat. Der Glaube an Gott und an Jesus, gewiß, das ist die Forderung des Christentums. Aber der Glaube an die Welt? Und *darum* handelt es sich doch bei der Frage nach Optimismus oder Pessimismus.

Immer wieder wird das Gegenteil mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit behauptet, als ob gar kein Zweifel daran möglich sei: allen neutestamentlichen Schriften gemeinsam sei die Verachtung, der Haß gegen die Welt, das leidenschaftliche Warten und Hoffen auf den Untergang der Welt.

Es kann nichts Irreführenderes geben als diese Behauptung. Überall, wo im Neuen Testament der Glaube gefordert und gepriesen wird, nun natürlich, es ist immer der Glaube an Gott, aber an den Gott, der

in der Welt lebendig sich auswirkt, der in allem Weltgeschehen seine leitenden, ordnenden Hände hat. Was ist vor allem der Glaube Jesu? Er ist der Glaube an Gott den Vater und Herrn Himmels und der Erde. Überall ist er gegenwärtig, überall ist er am Werk. Gottes Hand pflanzt und schmückt die Blumen des Feldes, Gottes Fürsorge behütet und ernährt die Sperlinge. Gott führt die Sonne am Himmel herauf und sendet den Regen. Er ist in der Morgenröte und im Sturmwind. Er lenkt die Geschicke seiner Menschenkinder. Er zählt die Haare auf ihrem Haupte. Wohin in der Welt Jesus seine Blicke richtet, da sieht er Gott. Aus den alltäglichsten Vorgängen in Natur, Welt- und Menschenleben, aus dem, was die Stunde fordert, liest er Gottes Willen heraus. Er sieht Gott in der Unschuld des Kindes. Aber auch auf der Stirn der Zöllner und Sünder, der Geächteten und Verfemten sieht er Gottes unverwischbares Siegel. Auch in allem, was die Verblendung und der Haß seiner Gegner ihm antun, auch in seinem Todesgeschick erkennt er den Ratschluß des Allmächtigen. Auch an das Kreuz geht er mit der Gewißheit, daß sein Gott und Vater mit ihm geht.

Das Evangelium Jesu ist Gottvaterglaube, der alles in der Welt, das Schöne, Freundliche und Gute nicht nur, nein, auch das Schlimme, Furchtbare und Böse überwaltet sieht von Gottes Allmachtshand, von seiner ewigen Vaterliebe. Das Kunststück soll man erst noch fertig bringen, diesen Gottvaterglauben zum Pessimismus zu stempeln, ihn zu einer Religion des Welthasses und der Weltverachtung zu machen. Er ist der stärkste Optimismus, der überhaupt denkbar ist.

Jesus hat sich bewußt in Gegensatz gestellt zu Johannes dem Täufer, den man seinen Vorläufer genannt hat. „Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht. Da sagen sie: Er hat den Teufel! Er ist von Sinnen! Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket. Da sagen sie: Ist das ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle!" Johannes ist in die Wüste geflohen. Er in der Tat hat der Welt den Rücken gekehrt. Er wollte mit allem, was sie ihm bot, nichts mehr zu schaffen haben. Nur so meinte er, wirklich ungeteilt Gott dienen zu können. Das war die Religion der Weltverachtung und Weltverneinung. Jesus weiß, daß und warum er anders denkt und lebt. Er mischt sich unter die Menschen und nimmt nicht bloß an ihren Sorgen und Leiden, nein, in vollkommener Unbefangenheit auch an ihren Festen und Freuden teil. Was auf den Wegen seines Berufs ihm zufällt von den Freuden und Gütern der Welt, das genießt er dankbar als eine freundliche Gabe aus seines Gottes und Vaters Hand. Die Musterfrommen in Israel haben sich nicht finden können in seine freie Weise. Einen Fresser und Weinsäufer haben sie ihn gescholten. Wie wichtig und wertvoll ist uns heute dieses Scheltwort! Es ist uns der sichere Beweis, daß Jesus ganz gewiß nicht der Asket und Weltverächter war, zu dem man ihn machen will. Merkwürdig, seine Zeitgenossen haben sich entrüstet über seine weltoffene, weltfreudige Art. Heute hält man es für ausgemacht, daß er die Welt und alles, was in ihr ist, gehaßt und verachtet hat.

Alles, was an Jesus, an seinem Auftreten und seiner Verkündigung einen weltflüchtigen, weltverneinenden

Eindruck macht, das ist entweder durch die Art seines Berufes notwendig gegeben, oder es ist der sehr berechtigte Protest gegen Zustände, denen er gar nicht anders als mit geballter Faust entgegentreten konnte. Er hat dabei seine Worte nicht gewogen, sondern rückhaltlos gesprochen, wie es ihm ums Herz war. Es sind Augenblicksworte, aus denen man jetzt sehr verkehrterweise ein System zu machen sucht. Vor allem aber hat Jesus auf ein nahe bevorstehendes Eingreifen Gottes für seine Sache gewartet. Das ist die Stimmung, die bei allen großen Neuerungen selbstverständlich sich einstellt. Man hofft mit glühender Zuversicht auf den raschen Sieg. Und zwar um so sicherer, je fester und froher man von Recht und Wert der eigenen Sache überzeugt ist.

Jesus hat gewiß nicht die Welt so lassen wollen, wie sie war. Er lebte und kämpfte für eine ganz andere Welt, deren leuchtendes Bild er in der Seele trug. Wenn sie kam, diese neue Welt, so bedeutete das für die gegenwärtige Welt eine völlige Umwandlung, eine Neuschöpfung, eine Wiedergeburt. Wie hätte er an eine lange und langsame Entwicklung in ungezählten Jahrtausenden denken können! Das von ihm verlangen, heißt etwas höchst Seltsames fordern von einem Propheten, der selbstverständlich an nichts anderes denkt als an die heilige Wahrheit, die ihn beseelt, und an die Allmacht des Gottes, dem er dient. Er weiß, daß vor dessen Anhauch alle Widerstände in nichts zerrinnen. In starken Bildworten hat er seine große Hoffnung ausgesprochen. Wer will sagen, inwieweit diese Worte etwas anderes als Bilder waren? Sie in nüchterner Buchstäblichkeit verstehen, heißt jedenfalls sie gründlich mißverstehen.

Seine Zukunftshoffnungen sind das Lieblingsthema des Nachsinnens der ältesten Christenheit gewesen. Von diesen Hoffnungen, die sie mit kühnen Farben sich ausmalte, lebte sie. Wie hätten diese winzigen, aus den ärmsten Volksschichten zusammengelesenen Gemeinden auch nur sich behaupten, geschweige denn so kraftvoll sich durchsetzen können gegenüber der brausenden Übermacht der sie umgebenden Heidenwelt, wenn sie nicht die stolze Zuversicht in sich getragen hätten, daß die Allmacht Gottes bald alles ganz anders gestalten werde. Die Entwicklung hat den Gegensatz zwischen dem Jetzt und dem Dereinst, zwischen der widergöttlichen Gegenwart und der Zukunft, die Gott schaffen wird, noch weiter verschärft. Schon wie bereits die zweite christliche Generation diesen Gegensatz empfindet und ausspricht: — solche Worte wie: „Die Welt liegt im Argen!", „Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist!", sind in ihrer schroffen Einseitigkeit undenkbar im Munde Jesu. Aber welch ein Unterschied ist doch immer noch zwischen der Erwartung einer neuen Welt und wirklicher Weltverneinung! Es war die glühende Sehnsucht nach einer besseren Welt, aber ganz und gar nicht der Weltüberdruß und die Weltverachtung des Pessimismus, der überhaupt von Welt und Leben nichts mehr wissen will.

Als der siegreiche Hereinbruch der neuen Welt, auf den man hoffte, nicht kam, als eine Generation nach der andern darüber hinstarb, verschob sich der Ausblick der Hoffnung mehr und mehr hinüber aufs Jenseits. An die Stelle des Reiches Gottes, das auf der Erde, in der Welt sich verwirklichen sollte, trat die obere Welt, der Himmel. Die ganze niedere, diesseitige Welt ist

in der Kirche der späteren Jahrhunderte in der Tat wie von Gott verlassen. Das Leben in dieser Welt ist nichts als eine Prüfungs- und Vorbereitungszeit für das Jenseits. Nur in der Kirche und ihren Heiligtümern ragt und wirkt die jenseitige Welt in diese untere Erdenwelt herein. Sich loslösen von der Welt und ihrem Wesen, herausfliehen aus der Welt und allen natürlichen Ordnungen des Daseins in das heilige Gehege der Kirche, wo allein die Gnade Gottes zu suchen und zu finden ist, das ist der Weg des Heils. Nun natürlich, da ist Weltflucht und Weltverneinung, da ist Pessimismus. Und doch, es ist ein seltsam zwiespältiges Wesen in diesem mittelalterlichen Christentum. Der Gottvaterglaube übt immer noch seine Wirkung. Gott schafft das Leben und gibt das tägliche Brot und spendet Frieden und Glück und hilft in Unglück und Not mitten in dieser gottverlassenen Welt. Man ändert und bessert an dieser Welt, wo und wie man kann. Und auch der Himmel, die obere Welt — es ist doch immer noch eine Welt, wenn auch eine ganz andere Welt als unsere Erdenwelt. Auch diese Erdenwelt und das Leben in ihr hat immer noch einen Sinn. Es ist der notwendige Weg zu einem großen Ziel, wenn auch zu einem Ziel, das — jenseits liegt. Es ist immer noch etwas durchaus anderes als der konsequente Unglaube gegenüber der Welt, die volle grundsätzliche Verneinung der Welt, wie wir sie im ursprünglichen, echten Buddhismus und in unserem modernen philosophischen Pessimismus vor uns haben.

Die ganze Entwickelungsgeschichte des Christentums bedeutet, daß die Weltgeschichte an der Arbeit ist, dem religiösen Optimismus, dem mutigen, frohen

Glauben an die Welt endlich seine Kirche zu schaffen. Sie hat immer noch schwer damit zu tun. Unser Christentum muß sich auf sich selbst und seinen weltgeschichtlichen Beruf besinnen. Es muß die Augen aufschlagen und mit vollem, klarem Bewußtsein erkennen, wozu es da ist. Weltverneinung, Weltverachtung, Weltüberdruß, Welthaß und Weltflucht sind in der Welt wahrlich genug religiös vertreten. Die haben ihre Kirchen in größter Überzahl. Darum gerade kann man sich Kirche und Religion kaum anders denken als in weltflüchtigem Gewande. Das Christentum soll es beweisen, was die Freude an der Welt, die Ehrfurcht vor der Welt, die Liebe zur Welt, das Vertrauen zur Welt, mit einem Worte, was der Glaube an die Welt aus einem Menschen, einem Volke machen kann. Wir sind im Innersten überzeugt, daß dieser Glaube erst das Volk, das er erfaßt, zur höchsten Entfaltung seiner Kräfte führen, daß er Menschen schaffen wird, wie die Welt sie nötig hat.

Damit verträgt sich nicht bloß, nein, daraus erwächst geradezu immer aufs neue der scharfe, nachdrückliche Protest gegen die Schäden und Mißstände der Welt. Und dieser Protest kann sehr leidenschaftliche Form annehmen. Er kann sich in Worten äußern, die im höchsten Grade pessimistisch klingen. Aber das ist kein Pessimismus. Es ist die Kundgebung und Auswirkung eines ernsten starken Optimismus. Wir glauben nicht an die Welt, wie sie ist, sondern an die Welt, wie sie sein soll, wie sie unserer Hoffnung vorschwebt, an die werdende Welt, an die Welt der Zukunft, an die unsichtbare, jawohl, die — — jenseitige Welt, an die Welt, die noch gar nicht existiert, die unser Glaube erst

schaffen soll, die Gott schaffen wird durch unsere Hand. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen einem Pessimismus, der die Welt verachtet und ihr das Recht der Existenz abspricht, und solch einem scheinbaren „Pessimismus", den die heiße Liebe uns eingibt zu der besseren Welt, auf die wir hoffen. Das ist in Wirklichkeit der stärkste Optimismus, der denkbar ist. Gerade in Zeiten des Fortschritts, wenn wieder einmal ein unruhiges Verlangen, ein drängendes Schaffen, eine leuchtende Hoffnung, ein großer Glaube über die Menschenherzen kommt, wird der Protest gegen die Zustände der Gegenwart, die Welt von heute, seine lauteste Stimme erheben und seine schärfsten Waffen schwingen, aber nur weil der Optimismus, weil der Glaube an die Welt und ihre Zukunft mächtiger als sonst in den Herzen sich regt.

Gott

Jeder Glaube ist Gottesglaube. Nicht: Jede Religion, jede Frömmigkeit ist Gottesglaube. Es gibt auch Religion, sehr ernste, sehr tiefe, sehr warmherzige Religion ohne den Glauben an Gott. Sehr verschieden kann der Eindruck sein, den die wechselvolle, widerspruchsvolle Welt auf uns macht. Sie kann uns auch mit unüberwindlichem Befremden erfüllen. Sie kann die Empfindung in uns erwecken, als müßten wir jede Berührung mit ihr nach Möglichkeit fliehen, als sei es ein hartes Los, eine schwere Last, in ihr leben zu müssen, als sei dies ganze Leben wie ein Fluch und alle Daseinsfreude nichts als eine klägliche Täuschung. Wir wissen ja, daß es tatsächlich eine Religion gibt, die so ihre Bekenner lehrt, eine ernste, tiefsinnige Religion, die in ihren verschiedenen Gestaltungen und Abstufungen einen großen Teil der Menschheit umfaßt. Nun natürlich, auch der Buddhismus ist Religion, aber in seiner konsequenten Ausprägung ganz selbstverständlich eine Religion ohne Gott. Die pessimistische Anschauung der Welt, die Religion der Weltflucht und Weltverneinung ist ihrem innersten Wesen nach die Verneinung des Gottesgedankens.

Die gegenteilige, die optimistische Erfassung der Welt aber findet ihren vollen, sicheren Ausdruck naturnotwendig in dem Gedanken an Gott. Das Vertrauen zur Welt, die Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Welt, die tiefe Freude an der Welt, die dankbare Liebe zur Welt, aus deren Reichtum wir unser Leben schöpfen, die Hingebung an den großen Weltzusammenhang, die

bewußte und gewollte Eingliederung in die Welt und in die ewigen Gesetze ihres Lebens, der Glaube an die Macht des Guten, die in der Welt sich durchsetzt und die gebieterisch auch unsere Unterwerfung fordert, die Hoffnung auf die Welt und ihre Zukunft — das alles kommt erst zum vollen Pulsgreifen seiner Kraft im Gedanken an Gott. So die Welt ansehen, heißt — Gott in ihr sehen. Die Religion der Weltverneinung kennt keinen Gott. Aber die Religion der Weltbejahung, die Religion des Glaubens an die Welt ist selbstverständlich Glaube an Gott.

Man verbaut sich immer wieder das Verständnis des Gottesgedankens durch die Frage: Was ist Gott? Als ob das nicht von vornherein und in jeder Hinsicht eine unmögliche Frage wäre! Als ob das eine Frage wäre, auf die es jemals eine verständige Antwort geben könnte, geben dürfte! Wenn wir auch nur irgendwie ergründen könnten, was Gott ist, dann würde Gott für uns aufhören, Gott zu sein. Gott ist selbstverständlich das absolute Geheimnis, das wir nie erfassen können, so wenig wie die Ameise, die an den Mauern des Kölner Domes emporläuft, jemals irgendwelche Vorstellung von dem kunstvollen Bauwerk zu fassen vermag, das sie doch trägt und von dem sie lebt. Wir können Gott erleben, wir können in ihm die Quelle unserer Kraft, unseres Friedens und Glückes, die Quelle unseres Lebens finden. Aber wir können unmöglich sagen, was Gottes heiliges Wesen ist. Gründlich und endgültig müssen wir uns abgewöhnen zu fragen: Was ist Gott? Wir können nur fragen: Was heißt das, an Gott glauben?

An Gott glauben, heißt: an die Welt glau-

ben. Die quälende Frage: Gibt es einen Gott? ist im Grunde gerade so irrig wie die Frage: Was ist Gott? Es handelt sich dabei immer um eine vorgefaßte Vorstellung von Gott. Und nun wird gefragt, ob diese Vorstellung in der Wirklichkeit existiert? Wie sollen wir das feststellen, und wenn wir es feststellen könnten, ich frage wieder: Was wäre uns mit solch einem Gott gedient? Einst sah man den Thron Gottes stehen im blauen Himmel über uns. Man malte sich das Bild Gottes aus. Er war wie ein ehrwürdiger alter Mann mit wallendem weißen Bart und Haar. Wie lange schon wissen wir, daß wir nicht so klein, so kindlich von ihm denken dürfen. „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen!" Der Himmel ist eingestürzt über unserem Haupte. Er ist nicht mehr das feste Gewölbe, aus blauen Edelsteinen wunderbar aufgeführt. So weit das Auge schaut und der Gedanke reicht, so weit dehnt die Welt sich aus, die unendliche Welt. Wir haben nichts als die Welt, in der wir leben. Wo sonst noch könnten wir Gott suchen, als in dieser Welt? Was gibt es, das nicht in der Welt wäre?

„Gibt es einen Gott?" Eins gibt es jedenfalls. Es gibt die Welt, diese weite, reiche, wunderbare Welt. Und es kann sich nur darum handeln, ob wir — Gott in dieser Welt finden. Was heißt das? Ja, man mache sich doch nur einmal klar, was das einzig und allein heißen kann. „Es gibt keinen Gott" — das heißt: Diese ganze Welt ist ohne Sinn und Verstand. Sie ist das sinnlose Resultat gedankenloser Kräfte. Es ist seltsam genug, daß dabei immer noch etwas halbwegs Erträgliches herausgekommen ist. Aber es gibt keinerlei Bürgschaft für die Zukunft. Blind ins Weltall hinaus

stürmt die Erde. Was ihr begegnen wird auf ihrem Wege, was aus ihr werden wird, wer weiß es? Es gibt keinen Fortschritt, denn es gibt kein Ziel. Es gibt keine Entwicklung nach aufwärts. Was ist „oben" und was ist „unten"? Es sind Worte ohne Sinn. Was ist „gut" und was ist „böse"? Was ist „recht" und was ist „schlecht"? Was die Menschen unter sich darüber ausmachen, heute so und morgen anders. Welche Menschen? Wieviel Menschen? Und wer gibt ihnen das Recht dazu? Was ist Wahrheit? Was ist Gerechtigkeit? Nichts als ein schöner, vielleicht noch nicht einmal ein schöner Traum. Sinnlos ist die Welt, und sinnlos ist das Leben in ihr. Sinnlos alles Hoffen und Harren, alles Wetten und Wagen, alles Schaffen und Mühen. Das heißt: Es gibt keinen Gott. Unglaube an Gott ist Unglaube an die Welt. Nicht an die Welt glauben, das heißt: nicht an Gott glauben. Es kann nichts Unfruchtbareres, nichts Hoffnungsloseres, nichts Jammervolleres geben.

An Gott glauben heißt: an die Welt glauben, an Fortschritt, an Entwicklung glauben, ein Ziel haben, eine Hoffnung haben, eine Zukunft haben. Wenn man sich doch einmal zum Bewußtsein bringen wollte, was alles in diesen Worten liegt, daß das alles nichts anderes als religiöse Worte, religiöse Gedanken sind, die notwendig und unausweichlich den großen Gedanken „Gott" fordern. An Gott glauben, das heißt: trotz allem, was an der Welt uns irre macht, dennoch das Vertrauen haben, daß es der Mühe wert ist, in der Welt zu leben, daß alles in der Welt, auch Schmerz und Not, uns zum Besten dient, daß es sich lohnt, in der Welt zu arbeiten, zu kämpfen und zu

leiden, weil wir die zwingende Allmacht des Guten fühlen. Wir täuschen uns nicht über die Welt. Wir sehen, wie das Schlechte und Böse sich breit macht. Aber wir spüren es dennoch im innersten Gewissen, daß dem Guten unser Herz, unsere Kraft, unser Leben gehören muß, daß ihm der Sieg gehört. Das und nichts anderes heißt an Gott glauben. Oder man sage uns, was es sonst noch heißen soll?

An Gott glauben heißt: an die Welt glauben. Nur in der Welt können wir Gott finden. Und wenn wir ihn in der Welt nicht finden? Sollen wir dann der Welt den Rücken kehren und anderswo suchen? Aber wo denn? Wo ist der Weg zu Gott? Wo ist die verborgene Stätte, da Gott wohnt? Im Himmel? Aber der blaue Himmel über uns ist so gut ein Teil unserer Welt wie unsere Erde auch. Der Himmel, der Thronsitz Gottes, ist da, wo — Gott ist. Erst müssen wir Gott finden, dann haben wir auch den Himmel gefunden. Oder sollen wir Gott fernab von der Welt, in der Stille und Einsamkeit, im Kloster, im verschlossenen Kämmerlein, in der eigenen Herzkammer suchen? Aber das alles gehört ja auch mit hinein in die Welt. Und alles, was in der Welt uns abstößt, was in der Welt uns an Gott irre macht, das finden wir auch im Kloster, im Kämmerlein, im eigenen Herzen wieder. Da draußen ist es uns ein Hindernis geworden für unser Suchen nach Gott, es hat uns befremdet, es hat uns irre gemacht. Wenn wir ihm jetzt in der Stille, wo wir ihm entgehen wollten, dennoch wieder begegnen, da wird es uns erst recht ein Hindernis sein.

Es hilft nichts. Nur in der Welt können wir Gott

finden. Und wenn wir ihn da nicht finden, so bleibt nichts anderes übrig, als daß wir ihn besser suchen. Wir haben zu früh uns täuschen und beirren lassen. Wir müssen *tiefer hinein in die Welt*. Tiefer müssen wir eindringen in ihr Wesen und Leben. Unsere Sinne müssen sich erst schärfen. Die Augen müssen uns erst recht aufgehen. Wir müssen die Dinge erst sehen lernen, nicht, wie sie auf den ersten, vielleicht nur allzu getrübten Blick uns erscheinen, nein, ihren Hintergrund und Untergrund, den Kern ihres Wesens, ihre volle Wirklichkeit. Wenn wir Gott nicht finden in der Welt, so ist damit durchaus nicht bewiesen, daß er nicht da ist. Es ist damit nur bewiesen, daß wir nicht gesucht haben, wie es nötig ist, daß wir die Welt noch nicht wirklich kennen, daß wir ihr noch nicht auf das Blut gekommen sind. *Tiefer, tiefer hinein in die Welt*, das ist der Weg zu Gott. Besser uns vertraut machen mit ihrem Leben! Tapferer uns durchkämpfen durch alles, was uns die Welt verderben und schlechtmachen will! Festeren Fuß fassen in der Welt, lebendiger teilnehmen an dem, was sie bewegt! Das ist der Weg zu Gott.

Wenn wir Stunden haben, wo alle Freude der Welt, alles reiche Leben der Welt uns hohl und leer und nichtig erscheinen will, wo all ihre Schönheit und ihr Glück uns nur wie ein glänzender Firnis aussieht, hinter dem Fäulnis und Verderben sich verbirgt, wo alle Fortschritte und Erfolge unserer Kultur uns tief unbefriedigt lassen, ja vielleicht nur wie eine einzige große Verirrung uns vorkommen — wo ist Gott in alledem? Müssen wir nicht über das alles uns hinaus erheben, um zu Gott zu kommen? Aber wollen wir

denn unser heutiges Kulturleben aufgeben und zur Unkultur zurückkehren, zum Urwald und zur Wüste, oder auch nur zu dem Stilleben, zu der Einfachheit früherer Zeiten, der „guten, alten Zeit"? Sehen wir nicht mitten in dem schlimmen, unruhigen, uns so gottwidrig erscheinenden Getriebe unserer Zeit Menschen stehen, deren reine, edle Art uns zu Achtung und Ehrfurcht nötigt, uns geradezu fromm stimmt, und die wir uns dennoch gar nicht anders denken können als auf der Höhe unserer Kultur stehend, durchtränkt und erfüllt von ihrem Leben? Von allen Schwächen und Schäden der Kultur gibt's immer nur eine Erlösung durch Schaffung einer besseren höheren Kultur. Von allem, was an der Welt unser Mißfallen, unseren Unwillen, unseren Zorn erregt, was uns störend und hindernd in den Weg tritt in unserem Suchen nach Gott, gibt es immer nur den Appell an die Welt der Zukunft, an die bessere Welt, die doch hervorwachsen muß aus der Welt der Gegenwart. Hinein in die Welt und ihr vielbewegtes Leben, das mühsam seinen Weg sich sucht und bahnt zu einem besseren Ziel! Es gibt keinen anderen Weg zu Gott.

Wir müssen glauben an die Welt. Warum müssen wir? Weil wir in ihr leben und nicht aus ihr heraus können. Weil wir an sie gekettet und gebunden sind. Wir müssen mit festen Füßen auf dem Boden unserer Erde stehen. Wir müssen Zutrauen haben zu der Ordnung der Dinge. Wir müssen trauen und bauen auf die Zuverlässigkeit der Gesetze, die die Welt beherrschen. Wir müssen das Vertrauen haben, daß wir in ihr ein Leben uns zimmern können, das der Mühe wert ist. Wir müssen davon durchdrungen sein, daß das

unsere unabweisliche Pflicht ist. Wir müssen den sicheren Glauben haben, daß solch ein Leben hineinpaßt in die Welt und daß die Welt darauf wartet. Wir müssen. Es kann gar kein zwingenderes, unentrinnbareres Müssen geben. Wir müssen glauben an die Welt, weil ohne das kein tüchtiges Leben möglich ist.

Warum glauben wir? Antwort: Weil wir leben. Weil wir leben müssen und leben wollen. Wer lebt, der glaubt. Was heißt leben? Leben heißt doch nicht bloß vegetieren und das arme bißchen Dasein von heute auf morgen hinschleppen. Leben heißt auch nicht bloß genießen und aus dem Laufe der Tage möglichst viel für das Behagen der Sinne herausschlagen. Nein, leben heißt schaffen. Leben heißt teilnehmen an dem gewaltigen Getriebe der Welt und in diesem Getriebe den uns vom Schicksal angewiesenen Platz ausfüllen. Nicht bloß gedankenlos, willenlos von dem Strome des Weltlebens, in den wir, ohne daß wir gefragt wurden, hineingeworfen sind, uns mit forttreiben lassen, wie ein Stück Holz den Fluß hinuntertreibt. Nein, mit innerer Zustimmung, mit Wissen und Wollen dem Strome sich hingeben als lebendige Welle, die zu ihm gehört, und an unserem ob auch noch so kleinen Teile die Richtung des Stromes mitsuchen und -fördern. In den Dingen und über den Dingen stehen, ihnen einen Sinn abgewinnen, sie hereinholen in unseren Willens- und Wirkungsbereich, sie uns nutzbar machen, um unseren Erdentagen Inhalt und Wert, Ziel und Zweck zu geben. Das erst heißt leben.

Vegetieren und genießen kann man auch ohne Glauben. Nun natürlich, wie wäre dazu Glaube nötig?

Aber leben, wirklich leben kann man nicht ohne Glauben, ohne starken, freudigen Glauben an den Sinn der Welt, an die Vernunft des Weltgeschehens, an die Ordnung der Dinge. Sich ausschließen aus der Welt, die Welt schelten und schlechtmachen — so was hüllt sich gern in ein wissenschaftliches Mäntelchen, es stolziert damit herum und macht sich breit, und es gehört doch so lächerlich wenig dazu, ein bißchen Galle, ein bißchen nörgelnder Verstand und ein bißchen Zungenfertigkeit, mehr aber auch nicht — Welt und Leben verneinen, das heißt natürlich auch den Glauben verneinen. Aber Leben und Glauben, die beiden gehören zusammen. Darin liegt zugleich des Glaubens Recht, des Glaubens Wahrheit. Wir wollen leben und wir müssen leben. Aber wir können nur leben, wenn wir glauben, wenn wir vertrauen. Wir glauben, weil wir leben, und wir leben, weil wir glauben. Wer lebt, der glaubt. Des Lebens unerläßliche Bedingung, des Lebens Triebkraft, des Lebens Jungbrunnen, des Lebens nährende Quelle ist der Glaube. Wenn wir alt und morsch und wurmstichig geworden sind, wenn die Lebenskraft versagt, die Hände müde werden und die Knie wanken, wenn es nichts mehr für uns zu schaffen und zu hoffen gibt, dann wollen wir aufhören zu glauben. Nein, auch dann wollen wir nicht damit aufhören, um noch ein bißchen Jugend, ein bißchen Leben uns zu retten, um die Gebrechen des Alters mit Ehren zu tragen, um auch dann noch Zukunft vor uns zu sehen und einen Tod uns zu schaffen, der die Unzerstörbarkeit unseres Lebens beweist.

An Gott glauben heißt: an die Welt, an Fortschritt und Zukunft, an Gerechtigkeit und Wahrheit, an das Gute glauben und an seine zwingende und verpflichtende Macht. Aber ist es mit dem allen nicht schon an sich selbst genug? Wozu noch Gott? Man mache sich doch einmal recht klar, was mit dem Glauben an all diese großen Dinge gesagt ist. Wenn es wirklich etwas damit sein soll, dann müssen sie den Menschen fassen und zwingen. Sie müssen etwas sein, das über ihm steht, zu dem er hinaufschaut, das ihn emporzieht. Er wird nie damit fertig. Aber es weckt in ihm ein unendliches Hoffen und Verlangen. Es steht vor ihm als ein ewiges hohes, immer neu zu suchendes, immer neu zu entdeckendes Ziel, das alle Kräfte in ihm wachruft, alle Kräfte verzehrt, alle Kräfte verjüngt und verdoppelt. Es ist das Unerbittliche und Unbedingte, vor dem er in schweigender Ehrfurcht sich beugt, das jedes Opfer von ihm fordern kann. Es ist das Richtende, das ihn nie mit sich selbst zufrieden sein läßt, das immer größer und gebieterischer anwächst, je näher er ihm kommt. Und es ist dabei doch das unendlich Gütige, das unendlich Beglückende und Beseligende. Es nimmt, es heischt, es fordert unaufhörlich, aber mitten im Nehmen gibt es tausendfach. Es ist das Zwingende, das seinen Willen bindet. Aber indem es ihn bindet, macht es ihn erst wahrhaft frei, füllt es seine Seele mit dem erhebenden Bewußtsein der Freiheit. Nicht wahr? So muß es doch stehen um Ziel und Hoffnung und Fortschritt? So muß es doch stehen um Pflicht und Wahrheit und Gerechtigkeit? Und nun müssen wir doch das Gefühl haben, daß auf sie hin die Welt angelegt ist, daß sie

der eigentliche Sinn der Welt, das Geheimnis der Welt, das Gesetz der Welt und des Menschenlebens sind. Was ist das anders als — der Gottesgedanke? In das eine Wort Gott und nur in dies eine große Wort faßt sich das alles zusammen.

An Gott glauben heißt: an die Welt glauben. Und an die Welt glauben heißt: an Gott glauben. Man kann nicht glauben an eine sinnlose Welt. Man kann nicht glauben an eine Welt, die nichts ist als ein wirrer Knäuel von Unvernunft und Schlechtigkeit. Man kann nicht glauben an eine Welt, die das Werk des gedankenlosen Zufalls ist, in der nichts als seelenlose Kräfte ziellos und zwecklos durcheinander und widereinander ihr Spiel treiben. Wenn das wirklich der Eindruck ist, den wir von der Welt haben, wenn das die Gedanken sind, mit der wir ihr gegenüberstehen, wie wollen wir da festen Fuß in ihr fassen? Wie wollen wir das Vertrauen gewinnen und mutig festhalten, daß es in ihr uns gelingen werde, uns ein Leben zu schaffen, das Sinn und Zweck und Wert hat? Wir können nur glauben an eine Welt, wo Vernunft in den Dingen ist, wo ein einheitlicher, schaffender Wille waltet, wo irgend so etwas wie eine große Gerechtigkeit und Güte, ob auch noch so langsam und mühsam, aber beharrlich und siegreich sich durchsetzt. Das heißt, man kann nur glauben an eine Welt, in der Gott lebt. Es ist wahrlich nicht wenig, an die Welt zu glauben. Das ist nicht etwas, das kaum der Rede wert ist, nicht etwas, das sich einfach von selber macht und von selbst versteht. Ach, es versteht sich ja ganz und gar nicht von selbst. Es ist oft schwer, ganz unsagbar schwer. Es ist uns heute wieder furchtbar schwer gemacht. Wenn es uns

trotzdem gelingt, und es muß uns gelingen — es steckt viel, unendlich viel in diesem Glauben an die Welt. Es steckt alles darin, worauf es für unser Denken und Leben ankommt. Es machen nur viele sich nicht klar, wieviel darin steckt. Unser ganzer Gottesglaube, das ganze Evangelium steckt darin.

Man besinne sich doch wohl, ehe man Gott aufgibt. An diesem Riesenwort hängt alles, was Erde und Menschenleben segnet, was sie hebt und adelt und voranbringt. Freilich, mit dem Gottesgedanken hat sich viel Torheit und Irrtum verbunden. Aber doch nur, weil sie immer an das Größte und Beste sich am leichtesten hängen. Wenn die Luft verdorben ist, so lasse man frische Luft herein. Wenn dumpfe Hüllen das Licht verdunkeln, so schaffe man sie fort und bahne dem Lichte den Weg. Und wenn Mißverstand und Unverstand die Erkenntnis Gottes verdorben haben, so suche man den lebendigen, den wirklichen Gott. Ohne Licht und Luft kann die Welt nicht sein. Aber unentbehrlicher ist ihr der Glaube an Gott. Es kann sich wahrlich nicht darum handeln, ob wir nicht den Gottesgedanken loswerden können. Warum wäre das zu wünschen? Weil er lange genug mit bleiernem Druck auf der Menschheit gelastet hat, ein schweres Erbe der Vergangenheit? Weil sie endlich einmal aufatmen will von diesem lähmenden Zwange, der ihr die Freiheit nimmt, sich selbst ihr Los zu schaffen und ihren Weg zu bahnen? Wer so denkt, der weiß nicht, was mit dem Gottesgedanken auf dem Spiele steht. Gott aufgeben heißt: Welt und Leben für sinnlos erklären. Gott finden heißt: Mit Welt und Leben sich zurechtfinden. Gott ist der Gedanke des Einverständnisses

mit der Welt, des Ausgesöhntseins mit dem Weltgeschehen, der inneren Zustimmung zu allem, was in der Welt uns zustößt, und was wir in der Welt zu tun haben. Gott ist der Gedanke der Hilfe und der Hoffnung, des Friedens und der Freude, der sicheren Ruhe und der schaffenden Kraft. Gott ist der Gedanke, der uns sagt, daß unser Leben und das Leben der Welt Sinn und Zweck und Ziel hat. Wer ihn anders denkt, der denkt ihn falsch, der hat noch nicht begriffen, was das große Wort Gott in sich schließt. Solch einen Gedanken wirft man nicht weg wie eine wertlose Scherbe, den läßt man nicht fahren wie ein Spielzeug, über das man hinausgewachsen ist, den schüttelt man nicht ab wie einen überflüssigen, lästigen Ballast, gegen den kämpft man nicht an wie gegen ein quälendes Joch, das man endlich brechen will. Wir wollen und müssen ihn festhalten, wenn wir nur irgend das Recht dazu haben, wenn wir es mit irgend gutem Gewissen tun können. Wir wollen und müssen ihn hüten wie ein unschätzbares Kleinod, wie unser höchstes Gut. Das allein hat Vernunft.

Aber freilich, dann müssen wir auch ernst mit ihm machen. Es ist kein Gedanke, den man allenfalls gutmütig sich gefallen läßt, kein Gedanke, um ihn gelegentlich hervorzuholen, wie man ein altes Familienerbstück bei festlichen Anlässen aus dem Silberschranke holt. Was heißt: einen Gott haben? Das heißt doch etwas haben, das unerreichbar hoch über uns steht, das unsere Unterwerfung, unseren Gehorsam fordert, das mit unentrinnbarem Zwange uns sagt, was wir zu tun, was wir zu lassen haben. Der Ausgangspunkt und der Schlußstein unserer Gedanken muß er

sein. Er muß die entscheidende Größe sein, mit der wir rechnen bei allem, was wir überhaupt zu rechnen haben. Es ist gewiß nicht nötig, daß das große Wort uns immer auf der Zunge liegt, es ist auch nicht nötig, daß es uns immer ins Bewußtsein tritt. Aber es muß hinter unserem Bewußtsein stehen wie eine starke Reserve, die wir immer noch im Rückhalt haben, wie eine verpflichtende Macht, die uns nie aus ihrem Banne entläßt.

An Gott glauben heißt: an die Welt glauben. Wird damit Gott und Welt einander gleichgesetzt? Und warum dürfte das nicht geschehen? Ist es nicht ein unschätzbarer Gewinn für uns, daß für unser Denken Gott nicht mehr im Himmel thront, daß der hohe „Himmelsdom" zusammensank? Solange der Himmel die Wohnung Gottes war, war Gott uns fern. Jetzt ist er uns nahe gekommen, unmittelbar nahe. Wir strecken die Hand aus, und — wir fühlen uns gefaßt von Gottes Hand. Wir rufen zu Gott, und — sein Ohr ist vor unserem Munde. Längst ehe der Himmel einstürzte in den Gedanken der Menschen, ist ein Mann über diese Erde hingegangen, der sah Gott, wo er ging und stand. Er sah ihn in der Schönheit der Feldblumen und in der Sorglosigkeit der Sperlinge. Er sah ihn im Sonnenaufgang und im Regen. Er sah ihn auch im Sturm auf dem Meer. „Der Himmel ist Gottes Stuhl", so sagte er, „und die Erde seiner Füße Schemel." Die ganze Welt, wie er sie kannte, war ihm seines Gottes voll. „Wir leben, weben und sind in ihm", sagt der Apostel. Zweifellos ein Wort von stark „pantheisti-

scher" Färbung. Immer wieder sind die Größten unter den Helden und Vorkämpfern christlicher Frömmigkeit „Pantheisten" gewesen. Der „Pantheismus" ist viel frommer als seine Bekämpfung. Zu was für einem spindeldürren, schemenhaften Begriff schrumpft Gott zusammen, wenn man ihn von der Welt trennt. Daß in dem unendlichen Meer des Lebens, das die Welt durchflutet, jeder Tropfen durchdrungen ist von Gottes Macht, daß er in der ganzen Fülle des Geschehens, in allem Großen und in allem Kleinen seine Hand hat, so fordert es wirklich tiefes frommes Denken. Wenn man rechten Ernst macht mit der alten kirchlichen Lehre von der Allgegenwart Gottes, was ist das anders als „Pantheismus"? Es bleibt bei dem frommen Worte Goethes:

„Das wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Nein, ihm gebührt's, im Innern sich zu regen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
Daß alles, was da lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Aber hier werden wir zum erstenmal auf eine bedeutsame Eigentümlichkeit des religiösen Denkens aufmerksam. Jeder religiöse Gedanke verläuft stets in einer Doppelströmung. Wie beim elektrischen Strom immer zwei Strömungen diametral einander entgegenlaufen und doch nie ohne einander sein können, ähnlich ist es auch beim religiösen Denken und Leben. Jeder Satz, darin eine lebendige, religiöse Wahrheit ihren Ausdruck sucht, fordert sofort seinen scheinbaren Gegensatz. Beide gehören notwendig zusammen. Beide zusammen

ergeben erst die ganze Wahrheit. Es sind Gegensätze. Aber im religiösen Leben und Denken sind sie stets vereint. Keins kann sein ohne sein zugehöriges Gegenpart. Fehlt dies, so fehlt die eine Hälfte der Sache. Es sind Gegensätze. Wenn sie gleichwohl unzertrennbar verbunden sind, so werden sie auch irgendwie ihre Einheit haben. Aber ob diese Einheit verstandesmäßig gefunden und erfaßt wird, liegt absolut nicht im Interesse der Religion, so wenig es für irgendein anderes Lebensgebiet von irgendwelchem Belang ist, ob die Gegensätze, ohne die nun einmal kein Leben denkbar ist, auf eine einheitliche logische Formel gebracht werden können oder nicht.

Gott alles in allem. Gott und Welt eins. Alles in der Welt durchflutet von göttlichem Leben, alles die Erscheinungsform dieses Lebens. Alles die Verkörperung göttlicher Gedanken. „Gott das ewige Werden, die Wirklichkeit des Lebens, Säemann und Samen in einem, ewige Kraft in ewigem Stoff, Gott für unseren Glauben und Welt für unsere alltägliche Erfahrung" (Jatho). Für jede tiefere religiöse Empfindung ist das zweifellose Wahrheit. Aber es ist ebenso richtig, Gott und Welt im Gegensatz zu sehen. Wenn wir Gott in der Welt erleben, wir begegnen ihm immer als der ewigen Macht, die die Welt nicht läßt, wie sie ist, die in ihr und an ihr arbeitet, um sie über sich hinauszuheben, um sie einem großen Ziele entgegenzuführen. Gott ist die treibende Kraft der Entwicklung. Gott ist der Gedanke und das Leben des Fortschritts. Gott ist das allgewaltige Leben, das rastlos schafft und in stetem Kampfe liegt mit allem Schlechten und Schadhaften, mit allem Morschen, Rückständigen, Überlebten, um

Neues, Gesundes, Triebkräftiges, Zukunftsicheres an dessen Stelle zu setzen. Gott ist nicht die Welt, wie sie ist. Er ist die Welt, wie sie werden soll. Er ist der große Gegensatz zu „dieser Welt", der gegenwärtigen Welt, der „argen bösen" Welt. So sieht uns die Welt aus, wenn wir an Gott glauben.

Ist Gott persönlich? Glauben wir an einen „persönlichen" Gott? Das ist auch wieder eine von den mancherlei Formen der unmöglichen Frage: Was ist Gott? Es ist eine Frage, deren Beantwortung so oder so den Gottesgedanken für nur zu viele nicht klärt, sondern trübt, verdunkelt, verdirbt. Was denken sie sich unter dem Worte „Persönlichkeit"? Wir kennen Persönlichkeit nur im Menschenleben. Und sofort sehen sie Gott herabgezogen in menschliche Beschränktheit. Aber wir brauchen die Enge des Wortes „Persönlichkeit" nicht zu scheuen. Welch eine Größe und Weite hat dieses Wort, wenn es seinen vollen Klang gewinnt! Je größer die Persönlichkeit, ja freilich, desto einheitlicher, geschlossener, konzentrierter, aber auch desto reicher, desto umfassender ist ihr Leben, desto weiter erscheint sie beeinflußt und desto weiter dehnt sie selbst den Einfluß, den Umkreis ihres Lebens aus. Warum sollte der religiöse Gedanke sich nicht erheben können zu einem persönlichen Leben, das Himmel und Erde umspannt?

Wie das denkbar ist? Jedenfalls gibt es doch persönliches Leben in der Welt, und dieses persönliche Leben ist aus der Welt herausgewachsen. In ihm hat der Gang der Entwicklung seinen Höhepunkt erreicht. Wer sagt's, wieviel Wille, wieviel Ziel und Zweck, wieviel Weisheit und Güte in dieser Entwicklung sich

auswirkt? Aber was liegt an der „Denkbarkeit"? Wieviel ist schon „undenkbar" gewesen, und es ward und war dennoch Wirklichkeit! Worauf es allein ankommt, ist dies: Wenn wir Vertrauen gewinnen zu der Welt, was bedeutet das? Das bedeutet: Wir haben das Walten einer ewigen Macht gespürt, die schaffend und zerstörend die Welt durchherrscht. Aber wir fühlen es, nicht im Zerstören, sondern im Schaffen liegt ihr eigentliches Wesen. Wir fühlen den allgewaltigen Willen, der großen, guten Zielen entgegendrängt. Wir fühlen, in ihm ist Gerechtigkeit und Güte. Wie sagen wir von ihm? Er gab uns das Dasein und erhält es uns. Er gab und gibt uns Recht und Raum in seiner Welt. Er wacht über uns und sorgt für uns. Er richtet und straft, er beglückt und segnet uns. Er zwingt unseren Willen. Er gibt unserem Leben seinen Inhalt, seinen Wert. Aus ihm schöpfen wir Kraft und Mut, Frieden und Freude, Hoffnung und Zuversicht, aus ihm alles Rechte und Reine, alles Hohe und Schöne, alles, was unser Leben adelt und hebt. Wenn wir der Welt vertrauen, wenn wir Gott in ihr finden, immer und überall erleben wir ihn als persönliches Leben, niemals anders. Das Vertrauen zur Welt, das seinen vollen, sicheren Ausdruck im Gottesglauben findet, das sieht ein Schaffen und Wirken in der Welt, ein einheitliches Schaffen und Wirken, das es nur in den Formen persönlichen Lebens sich vorstellen kann. Es kann gar nicht anders. Und es kann alle Bedenken und Einwürfe nur als Fingerzeige dafür nehmen, daß die Wirklichkeit weit über alles Denken und Begreifen hinausgeht.

Eben deshalb wird unser Christenglaube auch niemals den Vaternamen Gottes aufgeben, den modernes

Denken sehr unnötigerweise beanstandet. An diesem Namen kann nur Anstoß nehmen, wer die Tatsache sich noch nicht klar gemacht hat, daß unser Glaube an die Welt in ihr ein allgewaltiges Leben sieht, dessen Tiefen wir unserem Denken und Ahnen — immer nur von ferne, immer nur tastend und suchend — vorstellbar machen können nur in Gedanken und Worten, wie sie für die geheimnisvollste Form des Lebens gelten, die wir kennen, für unser eigenes, für das persönliche Leben. Wer dies als das Naturgemäße, als das allein Mögliche begriffen hat, für den bleibt der Vatername das unschätzbare Kleinod, das er nun seit 1900 Jahren für die Menschheit gewesen ist. „Vater" — es ist ein Bild, ein Symbol, aber ein Symbol voll tiefen Sinnes, voll reicher Wahrheit. Schon dem Kinde erschließt es die Geheimnisse der Welt und des Lebens. Und auch die reifste religiöse Erfahrung findet darin den Ausdruck für alles, was nur irgend das Vertrauen zu der ewigen Macht, die Welt und Schicksal lenkt, in sich schließen kann. Daß aus dieser Macht unser Leben quillt und es ohne sie keinen Augenblick bestehen kann, daß wir zu dieser Macht in Ehrfurcht emporschauen müssen und doch ihr im Innersten wesensverwandt sind, daß wir den inneren Einklang mit ihr suchen müssen, wenn unser Leben Wert haben soll, daß wir von ihr nie aufgegeben werden und in ihr immer wieder Hilfe und Frieden finden, daß unsere Zukunft und die Zukunft der Welt in ihren Händen ruht und diese Zukunft doch durch unseren eigenen Fleiß geschaffen werden muß, daß, wie wir von dieser allgewaltigen Macht gekommen sind, wir so auch wieder in ihr das Ziel unseres Strebens, unserer Hoffnung suchen müssen, das alles

liegt in dem einen unvergleichlichen Namen „Vater". Mögen wir das Wesen Gottes, das Wesen der Allmacht, die die Welt regiert, noch so „pantheistisch" oder noch so „persönlich" erfassen, mögen wir an die Fürsorge für die äußeren Bedingungen des Lebens denken oder an des Menschen innerste, höchste Bestimmung, mögen wir die Gesamtheit im Auge haben oder das Geschick und die Erziehung des einzelnen, der Vatername umfaßt und sagt alles. Es kann sich nur darum handeln, ob tatsächlich **Vertrauen** das rechte Verhältnis zu Welt und Schicksal ist — wo wirklich dies starke, kühne, sichere Vertrauen, dieser wunderbare **Glaube** ein Menschenherz erfaßt und erfüllt, da wird es nie einen besseren Namen finden für die Macht, **der** es vertraut, als den Namen „Vater".

Wir haben, um Gott zu finden, nichts als die Welt, wie sie alle Tage uns umgibt. Es herausfühlen, daß trotz allem, was an der Welt uns irre machen will, dennoch in ihr etwas ist, was uns das Herz abgewinnt, was uns zu Ehrfurcht, zu Vertrauen und dankbarer Liebe nötigt, was uns den Mut zum Leben und sichere Hoffnung für die Zukunft gibt, das und nichts anderes heißt: an Gott glauben.

Aber ist nicht die **Heilige Schrift** unseres Glaubens Quell? Erwächst er nicht aus den „großen Taten Gottes", die durch Jesus Christus geschehen sind? Inwiefern? Weil Jesus der Sohn Gottes ist, also unmittelbar von Gott uns Kunde bringt? Und woher nehmen wir die Bürgschaft dafür, daß Jesus von Gott

kommt und in ihm Gott uns nahe tritt? Aus den wunderbaren Geschichten, die von ihm erzählt werden? Dann müßten uns also diese Geschichten sicher feststehen, ehe wir glauben können. Die vielumstrittene geschichtliche Zuverlässigkeit der Heiligen Schrift wäre das Fundament unseres Glaubens. Und unser Glaube müßte in steter Angst sein, daß wieder und wieder ein Stück von diesem Fundament ihm unter den Füßen weggegraben würde.

Nein, wir müssen uns rücksichtslos klarmachen: es gibt keine Garantien des Glaubens. Es gibt keinen Zeugen und Boten, der aus der Welt des Geheimnisses zu uns gekommen wäre und auf dessen Stirn, für Gläubige und Ungläubige sichtbar, das Siegel seiner göttlichen Beglaubigung stände. Es gibt keine „Heilstatsachen", auf die wir unseren Glauben gründen und aufbauen könnten. Es gibt keinen festen, sicheren Punkt, auf den man sich stellen und seines Glaubens gewiß werden könnte in der Weise, wie man sich sonst in Wissenschaft und Leben Gewißheit schafft. Ja, wenn man ihn hätte, diesen einen Punkt! Dann machte sich sozusagen alles andere von selbst. Von da aus könnte man dann weiterfolgern und rechnen und die ganze Welt des Glaubens erfassen, begründen, beweisen.

Wie hat man sich um solch einen festen Punkt gemüht! Die Echtheit des Johannes-Evangeliums! Ja, wie heiß hat man um sie gestritten! Wenn auch nur dies eine Evangelium herrührte von einem unmittelbaren Augenzeugen des Lebens Jesu, ganz direkt von dem Lieblingsjünger des Herrn, dann stände man ja nun auf unerschütterlichem Boden. Dann wäre alles bewiesen und gewiß, und man brauchte nicht mehr

zu — glauben! Die Auferstehung Jesu! Wie hat man sich dafür eingesetzt, daß sie besser beglaubigt sei als irgendeine Tatsache der Weltgeschichte! Ja, wenn das der Fall wäre! Dann hätte man da — und in welch entscheidender Weise! — den offenen Blick hinein in die Welt des Wunders, und alles wäre außer Zweifel gestellt. Aber Gott hat sehr weislich dafür gesorgt, daß in ewiges Dunkel gehüllt bleibt, was einst im Garten Josephs von Arimathia geschehen ist. Unserm Glauben wäre sonst sein Bestes, das Herz seiner eigentlichen Kraft, seines innersten Wesens genommen. Es wäre nichts als ein armseliges und nun sehr bequemes Fürwahrhalten.

Ja, wie bequem ist es im Grunde, der Autorität sich zu beugen, der Autorität der Kirche, der Autorität der frommen Überlieferung, der Autorität des Schriftbuchstabens, der Autorität eines anerkannten, göttlichen Propheten, eines Gottessohnes. Da ist man nicht mehr so hilflos rein auf sich selbst angewiesen, auf den eigenen Eindruck, auf das eigene Verstehen, auf das eigene Vertrauen und Glauben. Alle Orthodoxie ist im tiefsten Grunde nichts anderes als die zitternde Furcht vor dem Glauben, dem Nichts-als-glauben-müssen.

Aber wir kommen nun einmal nicht daran vorüber: Wir haben keine Garantien. Wir haben nichts, gar nichts anderes als die nackte, kahle, böse Welt da draußen. Diese Welt hat niemals auf irgendeinem Punkte anders ausgesehen, als sie heute aussieht. Es ist niemals auch nur eine Stunde lang anders in ihr zugegangen, als es heute zugeht. Und nun fragt es sich, ob wir glauben können.

Die Bibel ist kein heiliges Buch, das irgendwie auf übernatürliche Weise entstanden wäre. Sie ist kein Orakelbuch, das man aufschlagen könnte, wo man wollte, und überall hätte man ohne weiteres das sichere Wort Gottes. Nein, sie ist ein Buch, das sehr deutlich das Gepräge seines menschlichen Ursprunges an sich trägt, das mit allen Mängeln behaftet ist wie nur irgendein anderes Buch von Menschenhand. Sie ist voll von Widersprüchen stärkster Art. Sie macht durchaus nicht überall den Eindruck, daß sie vom heiligen Geiste eingegeben sei. Es gibt Stellen, ja, es gibt ganze Partien in ihr, die viel eher von einem Geist aus dem Abgrunde zu stammen scheinen. Und nun fragt es sich, ob wir — glauben können, ob wir dennoch fühlen, daß aus diesem Buche der Geist Gottes uns anweht. Vielleicht ist es erst nur ein einziges Wort, das sich unserem Herzen und Gewissen als die Stimme Gottes bezeugt. Und dasselbe Wort läßt andere vielleicht völlig kühl. Sie spüren ganz und gar nicht den Odem Gottes darin. Einerlei, uns ist es jetzt eine Quelle des Friedens und der Kraft, der Hoffnung und der Freude. Uns ist es ein Blick in die ewige Welt, in das Herz Gottes hinein. Wir sind mit unserem Glauben ganz und gar auf uns selbst gestellt. Aller Glaube ist reinster Subjektivismus.

Wie mit der Bibel, so ist es auch mit Jesus. Er ist nicht ein Mann, von dem wir von vornherein wissen: er ist von Gott. Nein, er tritt uns entgegen, so schlicht und anspruchslos wie nur irgendein anderer Mensch aus den unteren Volksschichten, ein unscheinbares Stück unserer Welt. Wie viele sind gleichgültig an ihm vorübergegangen! Wie viele haben ihn mißachtet und gehaßt! Und hat es nicht auch solche gegeben, die von ihm sagten: „Er hat den Teufel!" Ja, und nun fragt es sich wieder, ob wir — glauben können, ob er uns trotzdem das Vertrauen abgewinnt, daß Gott mit ihm und in ihm ist. Er wird das am ehesten gerade da tun, wo sicher und zweifellos alles Wunderbare von ihm abfällt, wo nichts von ihm übrigbleibt als ein zitternder, ohnmächtiger, sterbender Mensch, gerade am Kreuz.

Unbeweisbar ist alles, woran wir glauben, vollkommen und in jeder Hinsicht unbeweisbar. Wieviel Scharfsinn hat man aufgeboten, um das Dasein Gottes zu beweisen! Welch eine Reihe von Beweisen hat man aufgestellt und sie immer überzeugender auszuarbeiten gesucht, um auf der Stufenleiter logischer Schlußfolgerungen zu Gott zu kommen. Aber die Leiter hat nie gereicht. Sie ist immer wieder zusammengebrochen und hat alle Kunst und Weisheit, die daran gewandt war, zuschanden gemacht. Gott läßt sich nun einmal nicht beweisen wie ein mathematischer Lehrsatz. Aber man muß sich auch klarmachen, daß er darin durchaus nicht allein steht. Viel, sehr viel gehört hinein in die Welt des Unbeweisbaren. Wer nur gelten lassen will, was seine Sinne vernehmen, was sein Verstand begreift, wer sich beschränkt auf das, was sich beweisen läßt, wie arm wird für den die Welt! Alles Große und Hohe ist unbeweisbar. Wie will man beweisen, daß irgend etwas, eine Landschaft, ein Kunstwerk, ein Menschenangesicht schön ist? Auf welche Weise will man einen Menschen, der keine Empfindung dafür hat, dennoch dazu nötigen, es anzuerkennen? Mit tausend klugen Gründen wird man es nicht fertig bringen. Der Sinn

muß ihm dafür aufgehen. Wie Schuppen muß es ihm von den Augen fallen. Ja, dann sieht er es. Aber beweisen läßt es sich ihm nicht.

Wie will man beweisen, daß irgendeine Tat edel und gut ist? Es ist durchaus nicht gesagt, daß jeder, der sie mit eigenen Augen mitangesehen hat, sie nun auch wirklich dafür hält. Er hält sie vielleicht für das gerade Gegenteil. Wie will man beweisen, daß irgend so etwas wie Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit, Liebe in der Welt existiert? Es gibt ja doch Menschen, die zu stumpf, zu verbittert, zu „klug" dazu sind, um so etwas zu sehen. Bei denen, die sich „Menschenkenner" nennen, ist es immer so. Sie sehen eigentlich immer nur das Schlechte. Sie müssen erst innerlich umgewandelt werden. Das Gute muß selbst sich ihnen fühlbar machen. Aber beweisen läßt es sich ihnen nicht.

Und doch ist das Gute zweifellos eine Sache von größter, ja von entscheidender Wichtigkeit, unvergleichlich viel wichtiger als alles, was sich beweisen läßt. Wenn Recht und Wahrheit und Liebe nur leere Hirngespinste sind, wenn sie nicht tatsächlich vorhanden und lebendig wirksam sind, dann ist die Welt auf die Dauer unbewohnbar, dann hat das ganze Menschenleben schlechterdings keinen Wert. Alles, was dem Menschenleben wirklich Wert verleiht, alles, worin es die Quelle seiner besten Kraft, seines wahren Glückes findet, alles, was überhaupt erst den Menschen zum Menschen macht, das alles ist absolut unbeweisbar.

Wie können wir uns wundern, daß auch Gott unbeweisbar ist! Wenn er es nicht wäre, wenn man ihn beweisen könnte, dann würde er gar nicht in das Gebiet

des Großen und Hohen und Heiligen hineingehören, für das die völlige Unbeweisbarkeit nun einmal das unerläßliche Kennzeichen ist. Wie bei allem, das uns für ein wirkliches Menschenleben unentbehrlich ist, so haben wir auch bei der Frage nach Gott nichts anderes als die Welt, wie sie alle Tage aussieht, wenn wir uns hinein wagen in den bunten Wirrwarr des Lebens. Und die Frage nach Gott ist gleichbedeutend mit der Frage, ob uns diese Welt trotz allem, was uns schreckt, ja, was unsere Empörung wachruft, dennoch Vertrauen abnötigt, ob wir dennoch fühlen, daß es sich lohnt, in ihr zu leben und zu arbeiten und auf den fortschreitenden Sieg des Guten zu hoffen. Wenn wir dieses Vertrauen nicht haben können, wenn es nichts ist als kindische Torheit, dann lasse die Menschheit sich begraben, dann sprenge sie selbst die Erde in die Luft. Können wir es aber — ein Wagnis ist es immer, denn tausend Dinge protestieren dagegen, tausend Dinge sprechen dem Hohn —, aber können wir es trotzdem haben und festhalten, dies verwegene Vertrauen mit seiner tiefen, großen Freude, mit seiner schaffenden Kraft, das heißt dann: Wir glauben an Gott. Wir haben ihn selbst gefunden, ihn erlebt. Er hat sich selbst uns lebendig offenbart.

Glaube und Wissen! Das ist die Parole eines seltsamen Kampfes, der wunderlich viel von sich reden macht. Wo dieser Kampf geführt wird, da pflegt man auf Seite des Wissens vom Glauben sehr gering zu denken. Der Glaube ist da immer der schwächere

Teil. Er ist der Angegriffene, der Verfolgte, der hoffnungslos Unterliegende. Man sieht ihn immer auf der Flucht. Man sieht ihn, sich in seine Schlupfwinkel verkriechen. Aber wie er es auch anfängt, schließlich muß er doch der siegenden Macht des Wissens weichen. Immer versteht man dabei unter Glauben eine Summe von altüberkommenen Anschauungen und Vorstellungen, die, so alt sie sind und so fremdartig sie klingen, immer noch Zustimmung fordern. Wieder der landläufige Begriff vom Glauben: Glauben soviel wie Fürwahrhalten.

Ja nun freilich, wenn das wirklich religiöser Glaube ist, so hat man alles Recht, so mitleidig davon zu denken und zu reden. Alles „Glauben", alles Fürwahrhalten kann niemals die ruhige Sicherheit des wirklichen Wissens haben. Mag es noch so altehrwürdig, noch so eingewurzelt und verbreitet sein, mag es auch noch so viel für sich haben, es steht doch immer noch auf schwankendem Grunde. Im besten Falle ist es das Wahrscheinliche, aber doch nie das Sichere, das Unumstößliche.

Vielleicht ist es ganz richtig, was ich „glaube", was ich für wahr halte. Aber solange ich es nur „glaube", solange habe ich keinen festen Boden unter den Füßen. Den gewinne ich erst, wenn ich es weiß. Wenn es überhaupt einen Sinn hat, zwischen Glauben und Wissen zu unterscheiden, so ist das Wissen die unbedingt höhere Stufe. Und ist die erreicht, so ist die Stufe des Glaubens überschritten. Was ich weiß, das brauche ich nicht mehr zu glauben. Glauben ist kein Wissen, und Wissen ist kein Glauben. Gleichzeitig wissen und glauben ist ein Unding.

Und nun gar, wenn es sich herausstellt, daß die Sache sich ganz anders verhält, als es anfangs schien. Von dem Augenblicke an ist es eine Unmöglichkeit, vor allem auch eine moralische Unmöglichkeit, den bisherigen Glauben noch länger festzuhalten. Jetzt tritt der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen erst recht zutage. Es zeigt sich, daß das einzig mögliche Verhältnis zwischen beiden der Kampf ist, der unerbittliche, unversöhnliche Kampf. Und das Wissen behält in diesem Kampfe unter allen Umständen die Oberhand. Wo das Wissen sich zeigt, ist für den Glauben kein Raum mehr.

Deshalb ist es der Fluch der Orthodoxie in allen ihren Formen, daß sie in beständiger Angst vor der Wissenschaft leben muß. Sie hat den ehrwürdigen Schatz ihrer alten, heiligen Überlieferung zu hüten, ihre festgefügten Glaubenssätze, ihre Heilstatsachen. Und immer wieder sieht sie diesen Schatz bedroht von der fortschreitenden Erkenntnis, die keine andere Rücksicht als die Wahrheit kennt. Ja, wie übel ist sie zu sprechen auf die „ungläubige Wissenschaft"! Als ob die Wissenschaft anders als „ungläubig" sein dürfte, „ungläubig" — wie man so landläufig dies Wort versteht. Wenn sie aufhörte, in diesem Sinn „ungläubig" zu sein, dann würde sie ungläubig im religiösen Sinne des Wortes.

Wenn die Wissenschaft irgend etwas anerkennt, bloß weil es durch sein ehrwürdiges Alter, durch das fromme Herkommen, durch das Amen der Kirche geheiligt ist, dann verliert sie den Glauben, von dem sie lebt, den Glauben an die Wahrheit. Man verführt die Wissenschaft zum Unglauben, zum Abfall von Gott, dessen

innerstes Wesen gleichbedeutend mit der Wahrheit ist, indem man ihr den Vorwurf des „Unglaubens" macht, der mangelnden Ehrerbietung gegen das Überlieferte, der mangelnden Zustimmung zu den Sätzen und Lehren der Kirche.

Die Religion des Glaubens hat keine Furcht vor der Wissenschaft. Warum sollte sie auch? Was die Wissenschaft zerstören kann, das sind Formeln und Sätze. Die gibt ihr unser Glaube restlos preis. In ihnen hat im besten Falle der Glaube sich einst seinen Ausdruck geschaffen. Er hat sich einmal in ihnen über sich selbst klarzuwerden gesucht. Sind sie nicht zutreffend, nun gut, sie mögen fallen. Der Glaube wirft selbst den ganzen Aufbau von Sätzen, den er sich geschaffen hat, über den Haufen, sobald er sieht, daß es nötig ist. Er hat es schon mehr als einmal getan. Es ist nicht schwacher, an seiner Sache verzweifelnder Glaube, der es tut. Nein, es ist starker, froher, selbstsicherer Glaube. Was kümmern ihn die ehrwürdigen Worte, die ihm bis dahin als Kleid, als Ausdrucksmittel gedient haben. Er wirft sie hin und sucht neue Worte, die ihm besser seine Gedanken über Gott und Welt und Zukunft aussprechen können. Es ist ein wunderbar sicheres Gefühl, wenn man endlich eingesehen hat, daß nicht Worte und Buchstaben der Gegenstand unseres Glaubens sind, sondern die große Wirklichkeit der Dinge und der lebendige Gott.

Warum glauben wir an Gott? Warum vertrauen wir auf Welt, Schicksal und Leben? Weil die Wissenschaft uns das Recht dazu verbürgt? Oder weil die Wissenschaft es uns wenigstens immer noch gestattet? Weil es allen Einwürfen der Wissenschaft gegenüber

vorläufig immer noch möglich ist, mit Not und Mühe daran festzuhalten? Was hat die Wissenschaft mit unserem Glauben zu tun? Was kann sie damit zu tun haben? Die Wissenschaft kann uns nicht zum Glauben führen. Sie kann uns unseren Glauben nicht begründen. Wie will sie das anfangen? Wie will sie uns Vertrauen einflößen zur Welt? Wie will sie uns in der Welt Gott zeigen? Aber ebensowenig kann sie uns unseren Glauben, wenn wir ihn wirklich haben, wenn er lebendig in uns ist, erschüttern und wankend machen. Weil sie ihn nicht geben kann, kann sie ihn auch nicht nehmen. Er liegt völlig außerhalb ihres Bereichs. Ja, freilich, tausend Dinge protestieren gegen unseren Glauben, machen ihn uns schwer, nagen und zehren an ihm. Aber die drängen ohne alle Wissenschaft sich uns auf in der unmittelbaren praktischen Lebenserfahrung. Wie will die Wissenschaft uns beweisen, daß die Welt trotzdem vertrauenswürdig ist? Oder wie will sie uns die elende Weisheit beibringen, daß die Welt deshalb kein Vertrauen verdient? Wo sie das eine oder das andere versucht, da vergißt sie, was ihres Amtes ist. Sie soll feststellen, was ist. Sie soll mit all ihren Mitteln die Wirklichkeit der Dinge zu ergründen suchen. Aber ob diese Wirklichkeit unser Vertrauen erweckt, oder ob sie uns schreckt und abstößt, ob wir es tief im Innersten fühlen, daß ein allmächtiger Wille in ihr ist, der seine großen Ziele verfolgt, oder ob wir dem heillosen Eindrucke nachgeben, daß alles Geschehen sinnlos und ziellos ist, das hervorzurufen ist ganz gewiß nicht Sache der Wissenschaft.

Aller Glaube will erlebt sein. Aller Vertrauen quillt aus der unmittelbaren lebendigen Erfahrung. Wir

können an Gott nur glauben, wenn wir vor ihm stehen, wenn wir ganz direkt mit ihm zu tun bekommen, wenn wir seine gebietende Nähe fühlen und seine Fürsorge und Hilfe an uns selbst erfahren. Dazu kann keine Wissenschaft uns helfen. Oder ganz dasselbe, nur anders ausgedrückt: Wir können der Welt nur vertrauen, wenn die Welt selbst, wenn irgend etwas in der Welt uns zu diesem Vertrauen nötigt, daß wir gar nicht anders können, wir müssen es mit ihr wagen und unser Leben verbrauchen in ihrem Dienst. Wie könnte das die Wissenschaft bewirken? Aber deshalb auch: Wie könnte sie es hindern und verbieten?

Unser Glaube ist Erlebnis. Er hat deshalb auch die Kraft eines Erlebnisses, die unbedingt überzeugende Kraft. Wir haben es erlebt und erleben es fort und fort, was unseren Glauben weckt und verbürgt. Wir stehen ganz direkt davor. Wir nehmen es mit allen Sinnen wahr. Wohin wir blicken, empfängt unser Glaube neue Bestätigung. Er trägt in sich die zwingende Gewißheit des Selbsterlebten. Es kann keine stärkere Gewißheit als die Gewißheit des Glaubens geben. Das ist eine Gewißheit, für die man sein Leben läßt und jedes Opfer bringt. Vertrauen: Da gibt es keine höhere Stufe der Gewißheit. Da gibt es keinen Kampf zwischen Wissen und Glauben. Glauben und Wissen sind eins.

Die Religion des Glaubens ist die Freundin der Wissenschaft. Sie weiß sich durchaus mit ihr im Bunde. Warum? Noch hat sie nicht gesehen, daß die Wissenschaft das Leben verdirbt, das Leben hindert oder vernichtet. Noch hat sie immer gesehen, daß die Wissen-

schaft das Leben fördert, dem Leben neue Bahnen eröffnet, neue Möglichkeiten erschließt. Sie sieht nicht, daß die Wissenschaft die Welt ärmer macht, daß sie unter ihren Händen immer kleiner, öder, nichtiger, Gottes unwürdiger wird. Sie sieht das gerade Gegenteil. Sie sieht unter den Händen der Wissenschaft die Welt nur immer größer, reicher, wunderbarer, geheimnisvoller werden. Das ehrfurchtsvolle Vertrauen zur Welt wird ihr wahrlich nicht dadurch verwehrt, daß die Wissenschaft immer deutlicher den inneren Zusammenhang der Dinge, die große Notwendigkeit alles Geschehens begreifen und ahnen lernt. Jede neue Erkenntnis, die die Wissenschaft ihm vermittelt, nimmt unser Glaube hin wie ein neues Gottesgeschenk, wie einen neuen Einblick in den Reichtum des Allmächtigen, wie eine neue Offenbarung Gottes.

Die Religion des Glaubens freut sich dankbar der Arbeit der Wissenschaft. Sie fordert nur, daß diese Arbeit mit vollem Ernst geschieht. Sie sieht nicht ängstlich, auch nicht bloß achselzuckend zu, wenn diese Arbeit ohne jede Rücksicht auf irgendwelche Glaubensgedanken und Glaubenssätze geschieht. Nein, sie fordert das ganz ausdrücklich. Sie fordert, daß sie einzig und allein geschieht um der Wahrheit willen. Aber was bedeutet das! Das bedeutet: die Wissenschaft kann auch ihrerseits des Glaubens gar nicht entbehren. Sie ruht auf dem Glauben. Sie muß im Glauben geschehen. Sie hat im Glauben ihre unentbehrliche Trieb- und Lebenskraft. Ohne den Glauben ist sie nichts, kann sie nichts und erreicht sie nichts. Ohne den Glauben an die Wahrheit! Das heißt aber sofort auch: ohne den Glauben an Gott. Sie muß das

Vertrauen haben, daß es eine Wahrheit gibt, daß die Welt auf Wahrheit angelegt ist, und daß es dem Menschen möglich, daß er dazu geschaffen und befähig ist, die Wahrheit zu suchen und zu finden. Man mache sich doch nur einmal klar, daß darin in der Tat der ganze Gottesglaube liegt. Die Wissenschaft muß im Glauben an die Wahrheit, in Liebe zur Wahrheit, in Ehrfurcht vor der Wahrheit, unter dem Zwange der Wahrheit, im Vertrauen auf die Wahrheit ihr Werk tun. Die Arbeit der Wissenschaft muß ein Ausfluß des Glaubens, eine Betätigung des Glaubens sein. Oder sie verliert ihr Bestes, ihre Freiheit, ihre Ehre, ihre Seele. Sie wird zum Handwerk oder zum Geschäft. Unabtrennbar gehören sie zusammen: Wissenschaft und Glaube.

Christliche Frömmigkeit ist Glaube. Sie ist das Heimatgefühl in der Welt, das freudige, ehrfurchtsvolle Ja zu der Welt, das Gefühl der Hineingehörigkeit in die Welt, in ihr großes quellendes Leben, das Gefühl des lebendigen, innerlichen Zusammenhangs mit diesem Leben, mit seinen innersten Impulsen, mit seinen letzten, höchsten Zielen. Wo dies Gefühl vorhanden ist, da ist bewußter oder unbewußter Gottesglaube, Gottesglaube im Sinne des Christentums, des Evangeliums.

Diese Stimmung kann in sehr mannigfacher, auch in sehr abgestufter Weise sich äußern. Sie kann friedlich, unscheinbar, alltäglich sein wie ein Wiesenbach, der doch auch seinen Wert hat. Und sie kann schäumen

und brausen wie ein Wildwasser, das alle Dämme durchbricht.

Alles geistige Leben, sobald es auf seine Höhe kommt, sobald es das eigentliche Pulsgreifen seiner vollen Kraft erlebt, da wird es ganz sichtlich, ganz zweifellos religiös. Der Wahrheitstrieb der Wissenschaft, wenn er zu der tiefen Liebe zur Wahrheit wird, der die Wahrheit über alles geht, die an die Wahrheit glaubt, vor der Wahrheit unbedingt sich beugt, für die Wahrheit jedes Opfer bringt, — das ist doch Religion. Das ist doch selbstverständlich Gottesglaube, sehr kraftvoller Gottesglaube. Er braucht sich dessen nur bewußt zu werden, sich über sich selber klar zu werden. Natürlich auch wenn er sich dessen nicht bewußt wird, ist er es. Aber Religion ist auch schon der schlichte Wahrheitssinn, dem es selbstverständlich ist, daß er nicht lügt. Was ist er denn anders?

Es gibt eine religiöse Weihe der Kunst. Wir brauchen nur den Namen Schiller zu nennen, um zu wissen, daß das Tatsache ist. Wem das Ziel seiner Kunst hinaufrückt auf eine so lichte Höhe, daß alles Niedrige und Gemeine tief unter ihm in wesenlosem Scheine liegt, der tut in seinem Dienste Gottesdienst, ernsten, hohen Gottesdienst. Aber Gottesdienst ist auch die einfache Naturfreude, der der Sinn für die Schönheit einer Feldblume erschlossen ist. Man denke an Jesus, wie er von den Lilien auf dem Felde redet. Was bei ihm zu bewußtem religiösen Ausdruck kommt, ist das auf einmal ein ganz anderes Gefühl, als wenn es nicht dazu kommt? Es ist selbstverständlich Religion im einen wie im anderen Falle.

Die Helden der Pflicht, die Märtyrer des Gewissens,

was sind sie anders als religiöse Naturen, hochbegnadete Knechte Gottes? Aber auch die bescheidene, geduldige, tägliche Pflichterfüllung ist Religion. In jedem Augenblicke kann die Pflicht als Gottes Wille gewertet werden. Aber ist sie auf einmal zu etwas anderem geworden, wenn sie nicht mit vollem Bewußtsein als Gottes Wille gewertet wird? Nun natürlich, es bedeutet etwas Großes, wenn dieses Bewußtsein gewonnen wird. Der Ernst der Pflicht, ihre zwingende Macht, ihr beglückender Wert — das alles wächst erst zu seiner vollen Größe, wenn uns die Pflicht zum Willen Gottes wird. Aber vorhanden ist das alles doch auch schon und wird empfunden ohne das.

Wer Religion hat, lebendige Religion, wer wirklich Gott gefunden hat und an ihn glaubt, der sollte auch zeigen, daß er ein Ahnungsvermögen hat für Gott, ein Feingefühl für Religion und Glaube. Er sollte sich nicht entsetzen, wo er nicht denselben Ausdruck, dieselbe Form des religiösen Denkens und Lebens findet, wie er selbst sie pflegt. Er sollte Religion herauszufinden wissen, auch wo sie sich verbirgt, wo sie in fremdartiges Gewand sich hüllt.

Es glauben viele an Gott, ohne es zu wissen, ja, ohne es zu wollen. Sie wehren sich dagegen. Sie geben es nicht zu. Aber was sie ablehnen, was sie verspotten und bekämpfen, das sind weiter nichts als seltsame Vorstellungen von Gott. In Wirklichkeit glauben sie an Gott und beweisen es alle Tage durch die ganze Art, wie sie in der Welt ihre Stellung nehmen und ihr Leben führen.

Ich will nur einmal an einen der berühmtesten Gottesleugner, an Friedrich Nietzsche erinnern. Er hat

sich selbst den Antichrist genannt. Aber er ist zweifellos eine religiöse Natur, nur, er glaubt an „das Leben". Was wir Gott nennen, das nennt er „das Leben". Diesem „Leben" gegenüber durchläuft er die ganze Skala religiöser Empfindungen. Was ist „das Leben"? Es ist einer von den tausend Namen Gottes.

Es gibt, Gott sei Dank, viel, sehr viel Religion unter den Menschen, viel christliche Frömmigkeit. Es ist ihr nur nicht immer die religiöse Marke aufgedrückt. Sie geht unter sehr verschiedenen Namen. Sie geht, wie wir schon sahen, unter den Namen Wahrheitsliebe, Naturfreude, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit. Sie geht auch unter den Namen Lebensmut, Lebensfreude, Geduld, Zufriedenheit, Zukunftshoffnung, Schaffenslust. Man denke sich doch nur einmal recht hinein, wieviel in diesen heiligen Dingen liegt, und daß sie unmöglich ohne Sinn und Grund in der Luft schweben können. In dem allen steckt das Gefühl der Harmonie mit dem Universum, des lebendigen Zusammenhanges mit dem Geheimnis der Welt, mit der großen Wirklichkeit der Dinge, also mit — dem lebendigen Gott. Es kann sich in jedem Augenblick seinen religiösen Ausdruck schaffen. Und das kann ein richtiger, es kann auch ein irriger Ausdruck sein, der die Sache nicht trifft. Es kann ein Ausdruck sein, der jene Empfindungen schwächt. Und es kann ein Ausdruck sein, der sie läutert und steigert. Aber nicht dieser Ausdruck ist Religion, sondern die lebendigen Empfindungen selbst, die ihn sich gesucht und geschaffen haben, die sind die Religion, auch wo sie im nüchternsten alltäglichsten Gewande einhergehen, auch wo sie den Ausdruck nicht finden, mit dem sie sich ihres Wesens und Wertes bewußt werden.

Wie vieles ist verborgener Gottesglaube, und es sieht nur aus wie rechtschaffene Gesinnung, wie treue, tüchtige Arbeit, wie Nächstenliebe, wie harter Kampf ums Dasein, wie Zukunftsglaube. Es sieht vielleicht auch nur aus wie „ästhetische", wie „naturwissenschaftliche" Weltanschauung, wie „ethische Kultur", wie „Monismus" und „Sozialismus", wie „Gottesleugnung" und „Antichristentum". Wer Vertrauen hat zu der Leitung der Welt, Vertrauen zu unserem Volk und seiner Zukunft, wer also an Gott glaubt, an den lebendigen Gott, dem ist vieles, sehr vieles in dem gärenden, drängenden Leben unseres Volkes nichts als der Umweg, auf dem es Gott sucht. Und er zweifelt nicht, es wird ihn finden.

Religion ist der Lebensatem des Volkes. Ohne Religion kann ein Volk so wenig leben, wie es ohne Licht und Luft, wie ein Mensch ohne Herz und Lunge leben kann. Wenn ein Volk dahinsiecht, wenn seine Lebensadern anfangen zu verkalken, wenn es den Zusammenhang verliert mit den ewigen Quellen des Lebens, dann natürlich stirbt in ihm auch die Religion. Einem sterbenden Volke die Religion zu retten, ist eine selbstverständliche Unmöglichkeit. Es wird vielleicht gerade dann erst recht um allerlei Surrogate von Religion sich bemühen. Aber lebendiger Religion ist es einfach nicht mehr fähig. Wir verstehen dabei unter Religion die Religion des Glaubens, die Frömmigkeit des Evangeliums. Der Pessimismus, nun freilich, die Religion der Verzweiflung, der Resignation, das ist eine Religion, deren auch ein alterndes Volk fähig ist. Vielmehr: das ist seine naturgemäße Religion.

Ein lebendiges Volk dagegen, ein Volk, das seines

weltgeschichtlichen Berufs noch sicher, das noch in den Händen der Allmacht ist, das hat eben damit auch Vertrauen und Hoffnung, das hat die Religion, in der der Glaube steckt, der Glaube an die Welt und an das Schicksal, der Glaube an den schaffenden Gott. Und es handelt sich dann nur darum, ihm das zum Bewußtsein zu bringen, ihm die Augen zu öffnen über den Gott, der in ihm lebt und dem es lebt und dient.

Jeder Mensch hat Religion. Er lebt doch in der Welt und von der Welt. Er steht inmitten ihres großen Lebens, aus dem sein Leben fließt. Auch wenn er es will, er kann sich gar nicht dagegen verschließen, daß sie irgendwie ihren zwingenden Eindruck auf ihn macht. Irgendwie wird sie mit dem ganzen Reichtum ihres Wesens, mit ihren Wundern und Rätseln, ihren Widersprüchen und Gegensätzen, ihrer Schönheit und ihren Schrecken auf ihn wirken. Irgendwie wird die große Wirklichkeit der Dinge sich ihm fühlbar machen und die Stimmung in ihm wecken, die nun sein Denken, Wollen und Fühlen beherrscht. Und das ist dann eben seine Religion.

Wechselvoll wird diese Stimmung sein. Sie wird schwanken zwischen Furcht und Freude, zwischen Hoffnung und Sorge, zwischen Ruhe und Unruhe, zwischen Sicherheit und Zweifel, zwischen Ehrfurcht und Abscheu, zwischen Liebe und Haß, zwischen Glaube und Unglaube. Aber irgendwie wird sich doch der Grundton herausbilden, auf den sein inneres Leben vorwiegend gestimmt bleibt. Es wird die Durchschnittsrichtung, die Resultante sich festlegen, in der sein innerstes Wollen und Wünschen, sein Denken und Streben zu verlaufen pflegt. Und das ist dann eben seine Religion.

Wie seine Religion ist, so ist der Mensch, so gestaltet sich sein Leben. Wie dunkel und verworren müssen die Begriffe über Religion sein, wie wenig muß man wissen, was eigentlich Religion ist, wenn man die Religion für etwas Wertloses, Überlebtes ansieht, das man vergessen und abtun könne. Als ob man jemals umhin könnte, irgendwie innerlichst auf den Eindruck zu reagieren, den die Welt, in der unser Leben sich abspielt, auf uns macht und als ob das nicht ganz selbstverständlich maßgebend wäre für den Zuschnitt unseres Lebens. Die Religion ist freilich nicht die Quelle jeder anderen Betätigung des Menschen. Aber wie er jede, ausnahmslos jede Betätigung anfaßt, wieviel Kraft und Nachdruck er daran setzt, in welchem Sinne er sie betreibt, zu welchen letzten Zielen er sie hinausführt, das alles hängt ab von seiner Religion.

Jedes Volk hat seine Religion. Eine sehr mannigfaltige, sehr verschiedene Religion vielleicht, so verschieden die Art seiner Stämme, seiner Familien, seiner Menschen, so verschieden die sich tausendfach durchkreuzenden und widerstreitenden Strömungen seines Lebens sind. Je einheitlicher der Menschentypus eines Volkes ist, desto einheitlicher ist naturgemäß auch seine Religion. Die Völker auf ihrer Kindheitsstufe, die Volkskreise, die in einfacher, ruhiger, gleichmäßiger Entwicklung stehen, sind beherrscht von wesentlich der gleichen religiösen Stimmung, den gleichen religiösen Impulsen. Je bunter und reicher das Leben eines Volkes sich ausbreitet, desto verschiedener wird selbstverständlich auch sein religiöses Denken und Leben. Und doch — so wechsel- und widerspruchsvoll auch das Leben eines großen Kulturvolkes sich gestaltet,

es wohnt doch auf derselben Scholle, es atmet doch dieselbe Luft, es redet doch dieselbe Sprache, in seinen Adern rollt doch wesentlich dasselbe Blut, es hat doch dieselbe Geschichte, dieselbe tausendjährige Erziehung hinter sich. Wohl ihm, wenn diese Geschichte, diese Erziehung den breiten Strom seines religiösen Lebens, seines religiösen Empfindens und Wollens in wesentlich die gleiche Gesamtrichtung geleitet hat und es darum auch in gleicher Richtung vorandrängt in seine Zukunft.

Es ist viel Religion in unserem Volk, viel christliche Frömmigkeit, viel Glaube, viel Welt- und Lebensglaube, viel Weltoffenheit und Weltfreudigkeit, viel Wirklichkeitssinn, viel zähe, ausdauernde Geduld, viel Freiheitstrieb, viel Verantwortungsgefühl, viel schlichte, gewissenhafte Pflichttreue, viel Arbeits- und Schaffensdrang, viel Zukunftshoffnung. Das alles in tausendfacher Form und Weise, still, ernst, nüchtern, unruhig, gärend, aufschäumend, hart und weich gestimmt, seufzend und singend, kühl, verstandesmäßig, sinnend, sehnend, träumerisch, rastlos und kraftvoll strebend. Man sollte nicht soviel über Gottlosigkeit, über Abfall von Kirche und Religion in unserem Volke klagen. Wir wollen unserem Volke zeigen, wie viel Religion es hat, ohne es zu wissen. Wenn ihm die Augen aufgehen für den religiösen Reichtum, den es in sich trägt, ja doch, es wird wie ein Sonnenaufgang, wie ein großer schöner Frühling, wie ein neues Pfingsten sein, wieder wird es heißen wie einst: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Aussätzigen werden rein, die Toten stehen auf, und die Armen hören frohe Botschaft." Wir wollen daran arbeiten und nicht müde werden, daß sie komme, diese große Zeit.

Die Not

Was das Vertrauen zur Welt und zum Leben immer wieder erschüttert und in Frage stellt, was den Gottesglauben stört und hindert, sind nicht wissenschaftliche Bedenken und Erwägungen, nein, es sind Tatsachen der unmittelbaren lebendigen Erfahrung, harte, handgreifliche Wirklichkeiten. Die beiden schlimmen Dinge sind es, die wir mit den Worten Not und Sünde bezeichnen. Wieviel Unrecht, wieviel Lüge, Bosheit und Gewalt macht ungehindert in der Welt sich breit. Der Schwache, der Schuldlose, wird ihnen zur Beute. Und kein Arm greift aus den Wolken, ihnen zu wehren. Wieviel Jammer und Not schreit gen Himmel! Aber es kommt keine Antwort, keine Hilfe! Wenn Gott ist und lebt, wie kann er das alles ruhig mit ansehen? Wenn er die Macht hat, dem Recht zum Siege zu verhelfen und den Menschen die Last ihres Lebens zu erleichtern, warum gebraucht er sie nicht? Verliert da nicht alles Vertrauen jeden Sinn? Ist da nicht der Pessimismus, der Unglaube, die einzig mögliche Stellung zur Welt und zum Schicksal?

Freilich eine ganze Menge Not, so scheint es, können wir sofort ausnehmen. Die scheint das Vertrauen auf eine vernünftige Ordnung der Dinge, den Glauben an eine göttliche Weltregierung nicht zu hindern. Das ist die große, unermeßliche Menge der „selbstverschuldeten" Not. Wo ein Mensch durch seinen Leichtsinn sich selbst ins Elend bringt, wo über ein gewissenloses Geschäftsgebaren die Katastrophe hereinbricht, wo einen Verbrecher die rächende Strafe ereilt, da steht man er-

schüttert und fühlt das Walten einer höheren Gerechtigkeit, da frohlockt man in moralischer Genugtuung, endlich sähe man es doch mal wieder, daß ein Gott im Himmel sei. Und nun macht die kirchliche Tradition sich die Sache leicht. Sie erklärt kurzerhand, alle Not der Erde sei nichts als eine Folge und Strafe der Sünde. Wie denn? Auch die Schrecken der Natur, auch Seuche und Tod, auch Erdbeben, Sturm und Unwetter? Und ganz einerlei, ob, wie der Dichter sagt, eines Knaben lockige Unschuld oder ein kahler, schuldiger Scheitel vom Geschick getroffen, ob das Feld eines geizigen Mannes vom Hagel zerstört und ein Teil seines Überflusses ihm genommen oder das Brot einer armen Witwe vernichtet wird? Die Tatsachen des Lebens bezeugen es tausendfach, daß es unendlich viel schuldloses Leiden in der Welt gibt. Hat nicht auch Jesus das deutlich erkannt und ausgesprochen? Ganz ausdrücklich hat er die hartherzige Meinung zurückgewiesen, daß die achtzehn, auf die der Turm von Siloah fiel, daß die Galiläer, die Pilatus im Tempel niederhauen ließ, um ihrer besonderen Sünde willen einem göttlichen Strafgericht verfallen seien. Und angesichts des Blindgeborenen hat er mit wundervoller Bestimmtheit den fragenden Jüngern erklärt, daß das Unglück des Armen weder eine Strafe seiner eigenen Sünde noch der Sünde seiner Eltern sei. Für jeden, der sehen will, ist es eine ganz alltägliche Erfahrung, daß aller Jammer der Welt unterschiedslos die Menschen heimsucht und auch die Rechtschaffensten und Besten nicht verschont. Aber da erhebt sich dann auch die quälende Frage: Wie reimt sich dies unverschuldete Leiden mit der Gerechtigkeit Gottes?

Seit Jahrtausenden schon hat diese Frage das Nachdenken der Menschen beschäftigt. Im Alten Testament sucht das berühmte Buch Hiob eine Lösung dieses großen religiösen Problems. Hiob, so wird uns erzählt, war ein frommer Mann, gottesfürchtig und mied das Böse. Dennoch gerät er in schlimmste Not. Wie ist das möglich, wenn es einen Gott im Himmel gibt? Um uns das Rätsel zu lösen, zieht der Dichter den Vorhang vom Himmel zurück und zeigt uns Gott in der Ratsversammlung seiner Knechte, seiner Engel. Mitten unter ihnen Satan. Auch er ist ein Knecht Gottes. Er ist die Kraft, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Satan steht und verklagt die Menschen. Sie taugen alle nichts, diese vornehmsten aller Geschöpfe Gottes auf Erden. Gott weist auf Hiob. Von dem könne doch jedenfalls nicht das harte Urteil gelten. „Ja," sagt Satan, „der hat es leicht, gut und fromm zu sein. Es geht ihm ja auch immer nach Wunsch. Laß ihn einmal ins Unglück kommen, da wird sich zeigen, was an ihm ist." So wird denn Hiob in Satans Hand gegeben, und dieser häuft Unglück über Unglück auf ihn. Aber obwohl er ihn schließlich auch mit der furchtbaren Geißel des Aussatzes schlägt, hält Hiob dennoch fest an Gott. Sein eigenes Weib ruft ihm zu: „Fluche Gott und stirb!" Er aber antwortet: „Wir haben das Gute von Gott empfangen und sollten das Böse nicht auch hinnehmen?" Und nun, nachdem er auch die schwerste Probe bestanden hat, wird die ganze Last des Unglücks ihm wieder abgenommen und das Glück blüht ihm wieder auf, schöner als zuvor.

Also die Antwort des Buches Hiob lautet: Das Leiden der Guten ist eine Prüfung. Und es kommt

alles darauf an, daß sie in der Prüfung sich bewähren. Bleiben sie auch im Leiden auf den Wegen Gottes, so werden diese Wege aus Not und Unglück heraus sie wieder zum Glücke führen. Keine schlechte Antwort. In tausend Fällen trifft sie zu. Man kann einem Unglücklichen meist nichts Besseres sagen als: „Halt fest an Gott und deiner Pflicht. Glaube nicht, daß du zum Unglück geboren bist. Steh deinen Mann und kämpfe dich durch. Es werden schon noch wieder bessere Tage kommen." Aber sie kommen doch nicht immer, diese besseren Tage. Recht oft kommen sie nicht. Vielleicht werden im Gegenteil Unglück und Not nur immer größer und schwerer. Und erst im Tode finden sie ihr Ende. Das ist keine Antwort, die uns wirklich genügen könnte.

Aber diese Antwort praktischer Lebensweisheit ist nicht die einzige, die das Buch Hiob uns gibt. Sie entnehmen wir lediglich dem Rahmen des Buches, dem ersten und letzten Kapitel, die wahrscheinlich nur die volkstümliche Legende vom großen Dulder Hiob enthalten. Die in diesen Rahmen hineingeschriebene große Dichtung des Buches gibt uns eine andere Antwort. Als Hiob in seinem schweren Unglück sitzt, kommen seine Freunde zu ihm, ihn zu trösten. Aber erschrocken verstummen sie vor seinem Anblick. Als sie endlich die Sprache wiederfinden, zeigen sie sich ganz beherrscht von dem fatalen Glauben, daß solch eine Heimsuchung unmöglich unverschuldet den Menschen treffen könne. Hiob soll nur erst einmal ernsthaft Einkehr halten in seinem Herzen und Leben, da wird er schon finden, daß er sein Leiden verdient hat. Und wenn er dann aufrichtig Buße tut, wird Gott ihm auch wieder gnädig

werden und die Strafe von ihm nehmen. Hiob wird mit Recht erregt über die Rede seiner Freunde. Er weiß sehr wohl, daß auch er ein fehlsamer Mensch ist. Aber sind sie das nicht auch? Und doch sitzen sie dem Glücke im Schoß. Wie können sie dann bei ihm von Schuld und Sünde reden? Er pocht darauf, daß er schuldlos leidet. Und er hat ein so gutes Gewissen, daß er Gott selbst zum Zeugen seiner Unschuld anruft. Gott selbst soll ihm Rede und Antwort stehen, warum er so schwer zu leiden hat. Und wirklich, Gott erscheint ihm im Wetter. Das ist der großartigste Teil des Buches. In Worten voll wunderbarer Kraft und Größe überschüttet Gott den Hiob mit einer Fülle von Fragen. Sie alle laufen darauf hinaus, ob Hiob mit dabei gewesen sei, als Gott die Welt geschaffen, ob er dem Allmächtigen dabei geholfen habe? Hat er das getan, dann, aber auch nur dann sind ihm natürlich alle Werke Gottes wohlbekannt. Was bleibt Hiob übrig, als auf all diese Fragen mit Nein zu antworten? Er hat bis jetzt getan, als sei ihm alles in der Welt begreiflich. Nur eins könne er nicht begreifen, nämlich, warum gerade ihm so schweres Leiden auferlegt sei. Jetzt zeigt ihm Gott, daß er nichts, gar nichts begreift von allen Werken und Wegen Gottes. Dann kann er sich auch nicht wundern, daß er nicht versteht, warum er schuldlos leiden muß. Er muß sich dann einfach fügen unter den Willen des Allmächtigen, der die Welt regiert, und dessen Wunderwege sein kurzsichtiges Auge nun einmal nicht absehen kann. Eine große und fromme Antwort, die sicherlich für alle Zeiten gilt.

Aber es ist doch gut, daß wir noch eine dritte Antwort haben. Nach dem Johannesevangelium hat Jesus

am letzten Abend vor seinem Kreuzestode im Kreise seiner Jünger jenes große Gebet gesprochen, das wir das hohepriesterliche zu nennen pflegen. Es beginnt mit den Worten: „Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verklärest.“ Die Stunde des schimpflichsten Verbrechertodes nennt er die Stunde seiner Verklärung. Hat er nicht recht damit behalten? Nie erscheint uns Jesus größer und herrlicher als am Kreuz. Da wird er uns zum Inbegriff aller Menschentugend, aller Menschengröße. Was nur irgend Großes und Gutes in einem Menschenherzen wachsen und wohnen kann, in dem Gekreuzigten sehen wir es in höchster Vollendung vor uns. Es kommt deshalb auch gar nicht darauf an, ob Jesus wirklich jene Gebetsworte selbst gesprochen oder ob das fromme Verständnis des Evangelisten sie ihm in den Mund gelegt hat. Jedenfalls sind uns an Jesus die Augen dafür aufgegangen, daß das Leiden der Guten durchaus nicht mit dem Gedanken an einen gerechten Gotteswillen streitet, der die Welt regiert und das Schicksal der Menschen lenkt. Es ist notwendig, es ist unentbehrlich für die Welt, für die Erziehung, für die Aufwärtsbewegung der Menschheit. Nichts in der Welt ist so unentbehrlich wie das Leiden der Guten. Alles Tüchtige und Starke, alles Gute, Förderliche, Heilvolle erwächst aus diesem Leiden und nur aus ihm. Mut, Tapferkeit, Heldensinn, Geduld, Ausdauer, Standhaftigkeit, Treue, Selbstverleugnung, Aufopferung — wo anders können sie bewährt und bewiesen werden als in schwerer Zeit? Aber doch nur auf gutem Boden können sie wachsen, nur in einem Menschenherzen, das dafür geeignet ist. Sie haben ihre Geburtsstätte nur im Leiden der Guten.

Daß den Schlechten endlich seine Strafe trifft, daß der Frevler endlich seinem Verhängnis in die Arme läuft, das hat man von jeher als einen willkommenen Erweis für das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit angesehen. Muß es nicht umgekehrt heißen? Daß der Schlechte, der Böse leiden muß, ist das nicht im Grunde ziemlich überflüssig? Jedenfalls hat die Welt nur wenig davon. Mit dem christlichen Gottesbegriff ist es eigentlich nur durch den Gedanken vereinbar, daß die verdiente Strafe in dem Schuldigen das Gewissen wecken, ihn zur Besinnung und zur Umkehr bringen soll, wie Jesus es im Gleichnis vom verlorenen Sohne schildert. Aber das Leiden der Guten ist von jeher die Quelle alles Heils, die Triebfeder alles wahren Fortschritts gewesen. Wenn es einen Gott gibt, so wird er ganz ausdrücklich dafür sorgen, daß das schuldlose Leiden nicht aufhört in seiner Welt. Mit ihm würde gerade das Beste aus der Welt verschwinden, das allein die Menschheit auf die Höhe ihrer Bestimmung führen kann.

Es sieht so ungerecht, so widergöttlich aus, das unverschuldete Leiden, davon die Welt so voll ist. Und es ist doch das Gerechteste und Gotteswürdigste, das es geben kann. Wir dürfen nicht klein denken von Gott. Er ist nun einmal nicht der Mann mit den schwachen Nerven, der schuldloses Leiden nicht anzusehen vermag. Der Allgewaltige, der die Welt regiert, schont seine Menschenkinder nicht, er schont am wenigsten seine Auserwählten, er fordert Großes von ihnen, um auch zu Großem sie zu befähigen. Das wissen wir, sobald uns für die Größe des Jesusbildes recht die Augen aufgehen. Gott sah, daß er etwas tun müsse für Jesus,

daß seine Gerechtigkeit es fordere, sich offen zu ihm zu bekennen, daß er ihm die Krone der Ehren aufsetzen und ihn auf den Thron der Menschheit erheben müsse. Da schlug er ihn ans Kreuz. Da hatte er erreicht, was er wollte und mußte. Das ist die Gerechtigkeit Gottes. Das ist der Lohn des Allmächtigen für seine Berufenen. Seitdem kann schuldloses Leiden nicht mehr ein Hindernis sein für den Glauben an Gott und seine Welt. Die Dornenkrone, die Krone des stark und standhaft getragenen schuldlosen Leidens ist seitdem die heiligste Krone der Menschheit geworden.

Wenn wir trotz Not und Unglück festhalten sollen an Gott, wenn wir auf die Welt vertrauen sollen, obwohl sie uns ihr finsteres Angesicht zeigt, dann müssen wir es erleben, daß Gott uns nahe ist, obwohl es jetzt aussieht, als gäbe es keinen Gott. Wir müssen es erleben, daß mitten in Unglück und Not eine Macht der Hilfe sich uns kundgibt, zu der wir unsere Zuflucht nehmen dürfen, daß in dem finsteren Angesicht der Welt etwas ist, das uns das Recht und den Mut gibt, trotz allem und allem es mit ihr zu wagen.

Aber was heißt das: Gottes Hilfe erleben in der Not? im Unglück es erleben, daß die Welt dennoch unser Vertrauen verdient? Der nächste Gedanke ist immer: auf eine möglichst unvorhergesehene Weise wird von außen her uns die Last erleichtert oder abgenommen. Gut, auch darin wollen wir die Hilfe Gottes erkennen. Auch das gibt uns neues Vertrauen

zu Schicksal und Welt. Aber das Jesusleben bringt uns auf ganz andere Gedanken.

Jesus ist mit seinen Jüngern in einem Fischerboote auf dem Galiläischen Meere. Da bricht einer jener plötzlichen Stürme aus, die den kleinen Fahrzeugen so gefährlich werden können. Aber während die Jünger in größte Angst geraten, liegt Jesus in tiefem Schlaf. Ihm ist es nicht anders, als liege er in den Armen seines Vaters, die ihn in Schlummer wiegen. Die Jünger müssen erst kommen und ihn wachrufen. Auch aufwachend blickt er völlig ruhig in den Kampf der Elemente. „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam!" Dann steht er auf und erhebt gebietend die Hand wider Sturm und Meer. Und „es ward ganz stille". Nun natürlich, die Meinung der evangelischen Geschichte ist: Es ist stille geworden auf dem erregten Meer. Aber dann hat Jesus seinen Jüngern jedenfalls nur für dieses eine Mal geholfen. Und in künftigen Fällen waren sie in Sturm und Gefahr doppelt hilflos. Was war auch Großes daran, daß er seine Macht gebrauchte und ihnen half, wenn er wirklich die Macht hatte, mit einem einzigen Wort Sturm und Meer zu stillen? Das erst war wahrhaft groß, wenn er diese Macht nicht besaß, wenn er nichts war, als ein schlichter Mensch und dann doch dastand wie ein König, dem Wind und Wellen gehorchen. Er hat durch seine königliche Zuversicht den Sturm der Angst gestillt in den Herzen seiner Jünger, und sie haben mit fester Hand und neugeschenktem Mut sich hindurchgekämpft durch das tobende Meer. Das erst war die rechte, die dauernde Hilfe, die sie befähigte, in künftiger Gefahr selbst sich als Herren des Meeres zu zeigen.

Ob es wirklich so geschehen ist? Was hindert uns, es uns so zu denken? Entspricht es so nicht unvergleichlich viel besser der Art Jesu als das Mirakel? Und konnte nicht, wenn es so geschehen ist, aus der begeisterten Schilderung der Apostel leicht die Mirakelgeschichte entstehen? Aber was hat die ganze Frage, ob es so geschehen ist oder nicht, mit unserem Glauben zu schaffen? Ist es nicht so geschehen, nun gut, so schreiben wir heute noch diese Geschichte, so wie wir sie uns denken und denken müssen, in das Lebensbild Jesu hinein. Das ist eine Jesusgeschichte, wie wir sie nötig haben. Auf jeden Fall hat Jesus so gehandelt in viel schwererer Stunde. Er hat darauf verzichtet, daß Gott ihm die Legionen seiner Engel zu Hilfe sandte, und ist ganz allein allen Schrecknissen entgegengegangen mit der Zuversicht, daß die Allmacht mit ihm und in ihm sei. Das allein ist der rechte Jesusgeist, der Helden schafft und jedes Wunder tut, wie der Augenblick es fordert. Hat er es damals nicht so getan in der Nußschale auf dem Galiläischen Meer, so hat er es inzwischen tausendfach getan in Sturm und Not.

Was sagt uns unsere Jesusgeschichte? Was sie uns sagt, können wir in das tapferste und frommste Sprichwort unserer Sprache fassen: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" Das Wort wird seltsamerweise oft so gebraucht, als ob es hieße: „Hilf dir selbst, denn auf andere Hilfe kannst du nicht rechnen, am wenigsten auf die Hilfe Gottes." Aber das Sprichwort sagt ja das gerade Gegenteil: Hilf dir selbst, und du bist der Hilfe Gottes sicher und gewiß. Wer mag denn einem Menschen helfen, der sich selbst nicht hilft! Er selbst ist doch am Ende der nächste dazu. Hilft er sich selber nicht,

läßt er die Hände sinken und ruft nur nach Hilfe, die man ihm bringen soll, das ist für jeden rechten Sinn ein verächtlicher Anblick. Gott ist nicht mit den Lässigen und Trägen, nicht mit den Kleinmütigen und Verzagten. Er ist mit den Tapferen und Standhaften, den Fleißigen und Schaffenden. Er ist nicht mit denen, die die Hände in den Schoß legen und jammernd warten, wie es kommen wird. Nein, er ist mit denen, die sich nicht unterkriegen lassen von Unglück und Not, sondern mit trotzigem Mut und zäher Ausdauer sich durchkämpfen. Ihnen kommt er so nahe, wie er ihnen kommen kann, er kommt ihnen ins innerste Herz hinein. Da gibt er ihnen immer neue Zuversicht und Hoffnung, da läßt er ihnen wie aus geheimnisvollen wunderbaren Quellen immer neue frische Kraft zuströmen. Woher nimmt er diese Kraft? Er nimmt sie aus den Muskeln und Sehnen ihrer eigenen Arme. Er weckt sie in den Ganglien und Nervensträngen ihres eigenen Gehirns. Ist das nicht das beste Material, das er gebrauchen kann? Und das ihm auch am nächsten zur Hand liegt, um ihnen zu helfen? Warum soll er nach Fernliegendem greifen und minderwertige Hilfsmittel heranholen und darüber das Nächste und Beste beiseite lassen? Aber dann sind sie es ja selbst, die sich die Hilfe schaffen, die sie nötig haben. Sie müssen selber von Anfang bis zu Ende alles tun. Wozu dann noch von Gott und seiner Hilfe reden? Sollte es wirklich umsonst sein, daß sie an Gott dabei denken und auf den Allmächtigen vertrauen? Solange sie auf sich allein sich angewiesen fühlen — auch die stärkste Menschenkraft hat ihr Maß und Ziel. Vielleicht kommt nur zu bald der Augenblick, wo sie fühlen, daß es mit ihrer Kraft zu

Ende geht. Nie kann dieser Augenblick ihnen kommen, wenn sie wissen und fühlen, daß die Allmacht mit ihnen ist. Das Satanswort „unmöglich", das die Kraft lähmt und den Mut verdirbt, gibt es nur für den Unglauben. Aber „alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt".

Auf welche andere Weise könnte Gott besser uns helfen, könnte er deutlicher uns kundtun, daß er uns nahe ist, als wenn er den Flor der Furcht uns von den Augen nimmt und uns die Augen hell und klar macht, wie reich seine Welt an unerschöpflichen Hilfsquellen ist, als wenn er den Mut und die Kraft uns gibt, diese Hilfsquellen uns zunutze zu machen? Aber was heißt das eigentlich? Das heißt: Unser Glaube ist es, durch den er uns hilft. Nicht wahr, ein seltsames Resultat. Die Not der Welt, das Leid ihres Lebens macht die Menschen irre an Gott und Glauben. Und unsere Auskunft lautet: „Glaubt, glaubt trotz alledem, und euch ist geholfen! Ihr erfahrt und erlebt Gott und seine Hilfe!" Aber ist das nicht eine sehr gute Auskunft? Der Glaube wird fertig mit Unglück und Not. Der Glaube ruft alle guten Kräfte wach, alle Kräfte des Widerstandes und der Überwindung. Der Glaube läßt den Menschen reifen und wachsen gerade in den schweren Zeiten seines Lebens. Der Glaube macht ihm die Not zu einer Schule, in der er sein Bestes lernt. Der Glaube wandelt das Leiden um zu einer Tat und schafft ein Heldentum, das sich mit dem Lorbeer des Siegers schmückt. Der Glaube macht Unglück und Leid zu einem Segensquell. Statt das Leben zu verderben, dienen sie nun gerade umgekehrt zur Bereicherung des Lebens, zur Erhöhung seines Wertes. Was bedeutet das anders

als: Der Glaube söhnt aus mit Schmerz und Leid und Not. Er läßt uns erkennen, daß das alles notwendig mit hineingehört in den Weltzusammenhang. Er zeigt uns, wie gut Gott und Not sich miteinander reimen. Er bringt uns Gott und seine Weisheit, seine Gerechtigkeit und seine Güte, Gott und seine Hilfe mitten heinein in die Dunkelheiten und Bitterkeiten unseres Lebens. Er läßt uns Gott erleben, gerade wo der Augenschein sagt: Es gibt keinen Gott.

Ja, nun freilich, man kann sich durch den Jammer der Welt und die Not des Lebens auch zum Unglauben verleiten lassen. Und wer sich in seine öden Gedankengänge erst verstrickt und verbissen hat, wer sich von ihm erst das Vertrauen zu Welt und Schicksal und Leben hat aus dem Herzen reißen lassen, der findet, wohin er sieht, so viel Grund und Beweis dafür, als er nur nötig zu haben meint. An Not und Schmerz und Elend aller Art fehlt es ja sicher nicht in der Welt. Es ist sehr gut möglich, daß ihn nie etwas stutzig macht, daß er nie etwas erlebt, wobei er notwendig sich sagen müßte: „Du hast dich doch geirrt! Die Welt ist besser, als du gedacht hast!" Es ist durchaus möglich, daß alles und alles ihn nur immer mehr darin verfestigt und bestärkt: Es gibt keinen Gott!

Aber was nützt ihm das? Nützen wird ihm das verzweifelt wenig. Gott hat er nun aus der Welt geschafft. Aber Not und Leid schafft er damit nicht aus der Welt. Das macht er damit nicht im mindesten erträglicher. Es hat ihm geholfen, Gott zu beseitigen. Es ist ihm zum Beweis geworden, daß kein Gott, keine Gerechtigkeit, keine Weisheit und Güte diese Welt regiert. Nun ist er mit der Not allein. Sieht sie ihn

nun mit versöhnlicheren Augen an? Aber er hat ja doch nur das Schlimme und Schwere in ihr gesehen. Er hat sie sich so schwarz gemalt, als er nur irgend konnte. Nichts Gutes und Tröstliches hat er an ihr wahrgenommen und gelten lassen. Sonst wäre sie ihm nicht zum Protest, zum Zeugnis gegen Gott geworden. Nun ist er allein mit dieser Not, die ihm das Gemüt vergällt, ihm die Seele mit Gift und Groll gefüllt hat. Mag er doch sehen, wie er mit ihr zurecht kommt. Es sind keine guten Aussichten dafür vorhanden, daß er gut mit ihr fertig wird. Alle Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß sie ihm redlich das Leben verleidet und verdirbt.

Es ist doch richtiger, die Sache von vornherein anders anzusehen. Die Frage, die wir angesichts aller Not und Mühsal der Welt uns zu stellen haben, kann nur lauten: Wie kommen wir durch all dies Gedränge am besten hindurch? Was paßt am besten damit zusammen? Mut und Zuversicht, Glaube und Vertrauen oder Schwachheit und Verzagtheit und noch so „wissenschaftlich begründeter" Unglaube? Man braucht die Frage nur zu stellen, und sie ist schon beantwortet. Der Glaube paßt in die Welt, der Unglaube steht im Widerspruche mit der Welt. Dem Glauben gehört die Welt, der Unglaube ist in der Welt nichts als ein unleidlicher Störenfried. Dem Glauben stehen alle Hilfsquellen der Welt zur Verfügung, der Unglaube sieht diese Hilfsquellen gar nicht einmal und will sie nicht sehen. Der Glaube ist jeder Lage gewachsen, der Unglaube ist nur der einen Lage gewachsen, in seiner Sofaecke oder an seinem Biertisch oder an seinem Schreibpult oder in seinem Sorgenwinkel zu sitzen und auf

Gott und die Welt zu schimpfen und große Worte zu machen. Dem Glauben gelingt schließlich alles. Dem Unglauben gelingt nichts. Alles verdirbt, woran er seine unglücklichen Hände legt. Für den Glauben ist die Welt geschaffen. Glaube und Welt, die beiden gehören zusammen. Es kann keinen besseren Beweis für das Recht des Glaubens geben, als den, den er für sich selber führt.

Wann ist es am nötigsten, an Gott zu glauben? Dann ist es am nötigsten, wenn es am schwersten ist. Wenn es um uns her nach allem anderen eher aussieht als nach göttlicher Weisheit und Güte, nach göttlicher Fürsorge und Hilfe, dann ist es am nötigsten, an Gottes Güte und Fürsorge zu glauben. Wenn wir in den Händen eines sinnlosen, grausamen Schicksals zu sein scheinen, wenn es von allen Seiten her uns anschreit: Es gibt keinen Gott! wenn die ganze Welt uns vorkommt wie ein einziger Hohn auf unseren Glauben, gerade dann ist es am nötigsten, diesen Glauben festzuhalten mit beiden Händen und mit aller Kraft. Und wenn wir noch nie recht geglaubt haben, so ist dann es am nötigsten, diesen Glauben zu suchen und zu finden.

Oder anders ausgedrückt, nur anders ausgedrückt: Wann ist es am nötigsten, an Welt und Leben und Schicksal zu glauben? Ohne Zweifel gerade dann, wenn sie diesen Glauben am wenigsten zu verdienen scheinen. Wenn dieser Glaube wie die reine Torheit aussieht, gerade dann ist er das einzige, das überhaupt jetzt noch Vernunft hat. Wenn alle Versuche fehlgeschlagen sind, wenn es sich anläßt, als sei nichts mehr zu machen und nichts mehr zu wollen, als gäbe es keine Zukunft, keine Hoffnung, kein Lebensglück mehr, gerade dann ist es am nötigsten, dennoch festzustehen, dennoch den Mut nicht zu verlieren und den Kopf oben zu behalten und sich durchzukämpfen. Das aber heißt doch nichts anderes als: Dann ist es am nötigsten, an Gott zu glauben.

Es ist ja natürlich immer wieder wie ein Wunder. Wenn ein sinnloses Schicksal mit uns zu spielen scheint, dann doch noch die Zuversicht zu hegen, daß ein großer guter Sinn dahinter ist, wenn Nacht und Dunkel um uns her ist, dann doch noch Licht und Hoffnung zu sehen — ein Wunder ist es immer. Aber wenn dies Wunder da ist, wenn Mut und Vertrauen und unverzagter Glaube, wenn ein ungebeugter Sinn vorhanden ist im Menschenherzen, da wird es sich schon zeigen, daß das kein Unverstand und keine Torheit ist. Freilich, das alles scheint jetzt in der leeren Luft zu schweben, alles scheint ihm zu widersprechen. Es wird sich dennoch zeigen, daß es kein Unverstand und keine Torheit ist. Nur darum kann es sich handeln, ob es in hinreichender Stärke vorhanden ist. Wenn Mut und Ausdauer, wenn Vertrauen und Glauben versagen, wenn sie ihr Recht und ihre Wahrheit nicht zu erweisen vermögen, woran liegt es? Daran liegt es, daß sie nicht stark, nicht lebendig genug waren, daß doch Schwachheit und Zweifel, Sorge und Kleinglaube sich eingemischt haben.

Die Welt wartet auf Menschen, die an sie glauben, die an die Vernunft der Dinge, an die Gerechtigkeit des Schicksals glauben. Und wenn sie noch

so ungebärdig sich stellt, und wenn es den Anschein hat, als wäre sie nichts als ein heilloses Durcheinander von Unverstand und herzloser Bosheit, sie wartet nur auf Menschen, die trotzdem an sie glauben. Sie wartet auf die Helden, die durch kein Mißgeschick, durch keine Enttäuschung sich irre machen lassen, die fortfahren zu glauben, was auch ihren Glauben zunichte machen will. Sie wartet auf sie, um ihnen endlich zu huldigen, um ihnen all ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen, ihnen all ihren Reichtum zu Füßen zu legen — nicht sofort, nicht mit einem Male, nein, vielleicht erst nach langem Widerstreben, nach hartem Kampf. Sie wartet auf sie, um sie endlich vor allem Volk als ihre Lieblinge, ihre Auserwählten, ihre rechten Zeugen und Propheten kundzumachen, um das Recht und die Wahrheit ihres Glaubens sichtbar und unwidersprechlich an den Tag zu bringen. Für die Menschen des Glaubens, des starken Vertrauens, des unbeugsamen Lebensmuts, der unbesieglichen Hoffnung, für die ist die Welt geschaffen, für die ist sie angelegt und hergerichtet mit allem, was in ihr ist. Der Glaube an Schicksal und Welt, der Glaube an die Vernunft der Dinge und an den Sinn des Lebens, der Glaube an die Gerechtigkeit und Güte, die alles regiert, der Glaube an Gott, der paßt hinein in die Welt, wie sie ist, der wird fertig mit all ihren Dunkelheiten und Schwierigkeiten, der ist das erlösende Wort für all ihre Schrecken und Rätsel, und darum — der ist die Wahrheit.

Für Jesus ist niemals der Augenblick gekommen, wo er sich sagen mußte: „Nun ist es aus! Nun kannst du nicht mehr glauben! Nun wäre es Torheit, ja, nun wäre es gewissenlos, nun wäre es elender Selbstbetrug,

noch länger an deinen Glauben dich zu klammern! Nun hast du sie doch erlebt, die große Enttäuschung, und alles, was dir bis dahin das Herz weit und die Seele warm und froh gemacht hat, war nichts als leerer Wahn!“ Es ist ihm immer noch möglich gewesen, seinen Glauben sich zu retten. Ja, er hat nur um so gewisser geglaubt, je mehr Hindernisse seinem Glauben sich entgegentürmten. Er fand trotzdem immer aufs neue Grund und Anlaß, um bei seinem Glauben zu beharren. Er erlebte immer wieder das Recht und die Wahrheit seines Glaubens. Er fühlte die Nähe Gottes. Er fühlte deutlich, daß Gott ihm half. Er fühlte, wie Gott immer neue Kraft ihm zuströmen ließ, wie er das Herz ihm stärkte mit Mut und Freude und Entschlossenheit. Er fühlte, wie Gott mit ihm und in ihm war. Es tat sich zuletzt vor ihm auf wie ein finsterer Abgrund. Sein Weg war zu Ende, kein Ausweg rechts und links. Jetzt ist es vorbei mit deinem Glauben, Nazarener! Dahin hat dein Glaube dich geführt! Da siehst du, was es mit deinem Glauben auf sich hat. Nun fluche Gott und stirb! O nein, er ist hineingesprungen in die dunkle Tiefe. Und er fühlte sich aufgefangen von Gottes Armen. Er fühlte, Gott ließ ihn auch jetzt nicht im Stich. Gott war da! Auch jetzt, auch in dieser letzten Not hat er sich nicht betrogen gesehen in seinem Glauben.

Es ist immer noch möglich, an Gott zu glauben. Das hat Jesus uns gezeigt. Es gibt keine Not, noch so schwer, wo wir uns sagen müßten: „Nun hat aller Glaube keinen Sinn mehr!“ Der Glaube ist immer noch möglich. Und einfach darin liegt sein Recht und seine Begründung. Wenn er überhaupt möglich ist,

dann ist damit auch schon sein gutes Recht bewiesen. Es ist möglich zu glauben — das heißt sofort: Wir können seine Wahrheit ganz unmittelbar selber erleben und erfahren. In jeder Not und schweren Zeit ist es immer noch möglich, an Gott zu glauben, das heißt: Es gibt aus jedem Gedränge noch einen Ausweg, und unser Glaube findet ihn. Der Unglaube, die Verzagtheit, die Verzweiflung findet ihn sicher nicht. Aus jeder Tiefe gibt's immer noch einen Aufstieg. Und der Glaube bringt es fertig, ihn emporzuklimmen, er sei auch noch so steil. Für den Unglauben ist es überhaupt kein Aufstieg. Er wagt sich gar nicht daran. Jede Last, die das Schicksal uns auferlegt, ist immer noch zu tragen. Und der Glaube findet die Kraft dazu. Er sagt nie, daß sie unerträglich sei. Der Unglaube bricht darunter zusammen. Kein Unglück ist so groß, daß wir uns sagen müßten: „Nun hat das Leben keinen Wert mehr für uns." Der Unglaube sagt so und gibt sich verloren. Und dann ist er verloren. Aber der Glaube bringt es fertig, das Unglück selbst zu etwas Wertvollem zu machen, das er hinterher gar nicht mehr missen möchte in seinem Leben, weil es gerade umgekehrt sein Leben gereift und bereichert hat. Jesus hat uns gezeigt, daß es Sinn hat, einen wunderbar guten Sinn, mit Mut und Vertrauen und kühner Hoffnung auch in die dunkelste Stunde hineinzugehen, daß das immer sich lohnt, daß das allein uns im Zusammenhang hält mit der Allmacht, die die Welt regiert, und uns die unerschöpflichen Hilfsquellen dieser Welt erschließt, daß das allein die Kräfte rege macht, die geheimnisvoll aufgespeichert liegen in der Menschenbrust und nur darauf warten, daß der Mensch sie wachruft. Der Glaube

erlebt es, daß im Sinnlosesten Sinn ist, weil er ihn darin sucht. Der Glaube erlebt es, daß das Schwerste erträglich wird, weil er in sich die Kraft findet, es zu tragen. Der Glaube erlebt es, daß auch das Härteste ihm zum Segen wird, weil er nicht ruht, bis er selbst es dazu umgewandelt hat. Das alles aber heißt nichts anderes als: er erlebt und erfährt ganz unmittelbar Gott, Gottes Nähe, Gottes Hilfe, Gottes Kraft, Gottes Weisheit und Güte.

Aber vergessen wir nicht: Gott ist Geist. Nicht die äußere Hilfe darf uns die Hauptsache sein, und wenn sie ausbleibt oder wenn sie nicht kommt, wann und wie wir es wünschen, wir dürfen nicht sagen: „Da sehen wir es wieder, es ist umsonst, auf Gott zu vertrauen." Gott ist Geist. Es ist immer noch möglich, an Gott zu glauben, das heißt: Es ist immer noch möglich, an den Geist zu glauben, zu vertrauen, daß der Geist die Hauptsache ist, daß der Geist die unbedingte Macht hat über alles Sichtbare, alles Äußerliche und Körperliche, daß der Geist zu bestimmen hat, wieweit das Sichtbare gelten und was es für ihn bedeuten soll, daß es von dem Geiste abhängt, wie er alles, was in sein Leben eingreift, aufnehmen und ansehen, wie er es wandeln und gestalten und was er daraus machen will. Wo ist des Geistes Grenze? Wo fängt er an und wo hört er auf? Ist Gott Geist, dann gibt es eine Brücke, nein, einen lebendigen Zusammenhang zwischen Gott und uns. Es ist immer noch möglich, an Gott zu glauben, das bedeutet dann: Es ist immer noch möglich, mit der großen Seele der Welt in Verbindung zu treten; es ist immer noch möglich, daß unsere Seele mit dieser großen Seele betend sich berührt, aus dieser großen

Seele neue Kraft und neues Leben schöpft, mit dieser großen Seele ihr Wollen und Wünschen in Einklang bringt, in diese große Seele ihre Angst und Unruhe, ihre Sorge, ihren Kleinmut begräbt, aus dieser großen Seele ihre Ruhe, ihr inneres Gleichgewicht, ihren sicheren Frieden nimmt. Und das heißt dann doch erst recht: Gott und seine Hilfe finden.

Die Religion des Glaubens holt uns Gott herein auch in die dunkelste Not. Sie lehrt uns die beiden Worte Gott und Not miteinander einen. Sie zeigt uns, daß die Not unentbehrlich ist in der Welt Gottes. Sie läßt uns die Not erkennen als eine Quelle des Besten, des Förderlichsten und Wertvollsten, als eine Schule der Kraft, als den Antrieb zu allem Fortschritt. Sie gibt uns den Mut, nicht bloß trotz aller Not uns in der Welt anzubauen und unser Leben zu schaffen, sondern mit der Not uns vertraut zu machen, ihr ins Angesicht zu sehen und in diesem Angesicht die Züge zu erkennen, die uns aussöhnen mit ihr und mit der Welt und uns die Gewißheit geben, daß auch in ihr die Macht des Lebens wirksam ist, die niemals zerstört, ohne zu schaffen, niemals Wunden schlägt, ohne sofort wieder mit der Heilung zu beginnen, niemals verletzend in ein Leben eingreift, ohne gerade damit diesem Leben einen neuen Anlaß, nein, ganz direkt die unerläßlichen Mittel zu neuem Aufstieg, zu neuer tieferer, reicherer Entfaltung zu geben.

Freilich, auf diesem Wege bekommt nicht bloß die Not ein anderes Angesicht, auch das große Wort Gott bekommt einen neuen anderen Inhalt. Alles allzu Weiche, alles Schwächliche fällt davon ab. Gott, wie wir ihn bisher uns gedacht haben, den Gott, an dem wir irre wurden über der Not des Lebens und dem Leid der Welt, nein, den Gott gibt es nicht. Es gibt ihn einfach nicht. Gar nicht oft und nicht nachdrücklich genug kann es gesagt werden: Das Wort Gott hat keinen fertigen Sinn, und wenn wir diesen Sinn nicht in Einklang bringen können mit den harten Wirklichkeiten der Welt und des Lebens, so ist damit der Beweis geliefert, nicht, daß es Torheit ist, an Gott zu glauben. Umgekehrt! Es ist Torheit so zu denken. Wir müssen unsere Gedanken von Gott herauslesen gerade aus der wirklichen Welt. Wir müssen diese Gedanken so lange und so oft wandeln und ändern, sie so lange und so oft auf den Kopf stellen und in ihr Gegenteil verkehren, bis sie stimmen zur unerbittlichen Wirklichkeit, nein bis wir fühlen, daß diese Wirklichkeit selbst sie uns eingegeben hat. Unsere Gedanken von Gott müssen quellen aus einer Welt, in der es nun einmal nicht bloß viel Freundliches, Sonniges und Schönes gibt, nein, die nur zu voll auch von Schlimmem, Schwerem, Schrecklichem ist. Erdbeben und Wasserflut, Pest und Krieg, all das unzählige Menschenleid, sie müssen uns nicht bloß zu Richtpunkten und Wegweisern, nein, das ist noch zu wenig, sie müssen uns zu Quellorten und Brunnenstuben unserer Gedanken von Gott werden. Sie müssen. Denn wir müssen uns zurechtfinden in dieser Welt. Wir müssen ein Herz zu

ihr fassen und trotz allem und allem mit Mut und Zuversicht es mit ihr wagen. Es kann kein zwingenderes Müssen für uns geben. Das heißt aber nichts anderes als, wir müssen Gott in der Welt suchen, bis wir ihn gefunden, in ihr gefunden haben.

Gott ist die Liebe. Auch das Wort Liebe lernen wir anders verstehen. Die Liebe des Allmächtigen ist etwas anderes als die Liebe eines Kindes, das mit weicher Hand die Wange der Mutter streichelt. Der Krieg hat uns einen furchtbaren Anschauungsunterricht gegeben, was Liebe ist und was sie vermag. Die Religion der Liebe hat wahrlich nicht Schiffbruch erlitten durch den Krieg. Im Gegenteil, die Liebe hat nie gewaltigere Wunder vollbracht. Nicht bloß auf den Verbandplätzen und in den Lazaretten. Nein, was hat unsere Feldgrauen jahrelang festgehalten in ihren Schützengräben? Was hat sie hineingetrieben in alle Schrecken der Schlacht? Doch nicht der Haß hat das getan? Welch ein unvorstellbarer Gedanke! Nicht einen Tag lang hätte der Krieg gedauert, wenn der Haß ihn hätte führen sollen. Die Liebe allein hat die ungeheure Kraft gefunden, ihn jahrelang zu führen. Also Liebe kann Maschinengewehre und Kanonen zu ihrem Werkzeug machen. Sie kann Granaten schleudern und Minen werfen. Sie kann mit einem furchtbaren Schlage Hunderte von Menschen in die Luft sprengen. Sie kann Schiffe mit allem Gut und Blut, das sie in sich bergen, schonungslos in die Tiefe des Meeres versenken. Sie kann Felder und Fluren zerstampfen, Städte und Dörfer erbarmungslos zerstören und unendlich viel Menschenwerk und Menschenglück verderben. Dem Feinde haben wir das alles angetan! Ach, was heißt das: dem

Feinde? Das heißt: Menschen, denen wir tausendmal lieber die Bruderhand gereicht hätten, denen wir wieder und wieder die Bereitwilligkeit erklärt haben, mit ihnen im besten Frieden zu leben. Jedenfalls hat die Liebe das alles getan, die Liebe zur Heimat, die Liebe zu Volk und Vaterland, die Liebe zu allem, was diese großen Worte in sich schließen. Wir können mit dem Worte Liebe fortan keine schwächlichen Gedanken mehr verbinden. Die Liebe ist offenbar auch der furchtbarsten Dinge fähig. Und sie bleibt dennoch Liebe und ihres Rechts sich gewiß. Sie kann auch, was sie liebt, mit sehr harten Händen anfassen. Sie kann ihr liebstes Kind am Kreuze sterben lassen. Es kann uns jetzt nicht mehr befremden, wenn das Evangelium von allem Schlimmen und Schweren sagt: Auch das ist Liebe. Das Wort ist der Kompaß, den es uns mit auf den Weg gibt durch die Nöte und Schrecknisse der Erde hindurch. Es ist das Zauberwort, das mit dem allen uns aussöhnt: Auch das ist Liebe!

Was ist Liebe? Wer an Liebe denkt, ohne daß ihm dabei der Gedanke an die Allmacht kommt, der denkt nicht recht von ihr. Alles, was wir sonst an Kraft und Stärke kennen, die Liebe ist tausendmal stärker als das alles. Wer anders von Liebe denkt, der denkt nicht recht von ihr. Haben wir nicht schon einmal schaudernd die Verwüstung gesehen, die ein furchtbarer Orkan unter den Bäumen eines Waldes angerichtet hat. Die stolzen Stämme lagen geknickt und entwurzelt in wildem Durcheinander am Boden. Haben wir eine Ackerflur gesehen, über die ein Hagelwetter dahingefegt war? Gestern noch hatten wir unser Auge gelabt an ihrem Anblick. Und heute ist alles

zerdroschen, zerstampft, verdorben. Wem dabei der Gedanke gekommen ist: „Auch das mußte so sein! Auch das war notwendig so! Wenn es nicht so kam, so ging die Welt zugrunde!", der hat den Weg betreten, um begreifen zu lernen, was Liebe ist. Vielleicht wird er dann auch imstande sein, an der Liebe nicht irre zu werden, wenn er selbst mit seinem bescheidenen Lebensglücke in die harten Hände des Schicksals gerät.

Es geht eine seltsame Spannung durch das Leben Jesu hindurch. Für seine Person hat er sich abgefunden mit allem Leid der Erde. Für sich selbst verlangt er nach keiner Besserung seines Loses. Er ist durchaus bereit, alle Schrecken des Geschicks über sich ergehen zu lassen. Nichts tut er, um ihnen zu entgehen. Es sieht eher so aus, als fordere er sie ausdrücklich heraus. Aber an fremdem Leid ruhig vorüberzugehen, ist ihm unmöglich. Überall, wo Not ihm nahe tritt, schickt er sich sofort zur Hilfe an, und er findet immer die Mittel und Wege zur Hilfe. Wir können ihn uns kaum anders denken, als von Armen und Notleidenden umringt. Und dieser Ärmste der Armen, der selber schwer genug unter dem Joche geht, läßt keinen ohne Hilfe von sich. Von seinen Jüngern hat er die gleiche Hilfsbereitschaft gefordert. Diese stete Hilfsbereitschaft jeder Not und zwar jeder äußeren, leiblichen Not gegenüber hat er gerade zum entscheidenden Kennzeichen für den persönlichen Wert eines Menschen gemacht. Das Evangelium ist zur Religion der helfenden Liebe geworden. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter

gehört zu seinen kostbarsten Schätzen. Und daß es zum Kampfe aufruft gegen alle sichtbare, greifbare Not, zur Hilfe für alles gefährdete, sinkende Menschenleben, daß es diesen Kampf in mannigfachster Weise wirklich führt und diese Hilfe Tausenden unglücklicher Menschen wirklich bringt, das wird ihm zum Lobe angerechnet auch von solchen, die sonst nichts von ihm wissen wollen.

Merkwürdig, sein oberstes Gebot lautet doch: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und es wird euch zufallen, was ihr bedürft." Das Gottesreich! Das ist die wundervolle Hoffnung auf den Sieg über die Not. Das ist der Traum von einer Erde, voll ungetrübten Glücks. Es ist hier nicht der Ort zu fragen, wie dieser Gedanke entstanden ist, und ob und in welchem Maße Jesus die überlieferten Vorstellungen geteilt und festgehalten hat. Jedenfalls kommt das Gottesreich da, wo Menschen sind, deren Denken und Leben der Wille Gottes beherrscht. Und wo das Gottesreich sich aufbaut, da walten Friede und Eintracht und gegenseitige Bruderhilfe, da führen Fleiß und Ordnung, Wahrheit und Recht ihr gesegnetes Regiment. Das Gottesreich ist die Welt der Verheißung, die Welt der Zukunft, die, einerlei ob durch ein plötzliches Wunder geschaffene oder langsam durch die rastlose Arbeit der Menschenhand sich anbahnende neue Welt, in der Gerechtigkeit wohnt. Also Neugeburt von innen heraus. Was nützt alle Änderung und Besserung der äußeren Verhältnisse, wenn die Menschen dieselben bleiben. Sie fühlen sich nicht einmal wohl dabei. Es ist auch nicht zu erwarten, daß sie mit ihrer äußeren Lage selbst sich durchgreifend

ändern. Aber umgekehrt, wenn die Menschen selbst in die rechte innere Verfassung kommen, wenn sie innerlich gehoben werden, innerlich reifer und besser werden, dann werden sie sich auch ihre Welt herrichten, daß sich darin leben und wohnen läßt. In dem Streit, ob Entwicklung und Fortschritt von innen nach außen oder von außen nach innen gehen müsse, steht das Evangelium zweifellos auf der Seite, die das entscheidende Gewicht auf das Innere und Innerlichste legt.

Aber das darf nicht zum Anlaß oder auch nur zur Entschuldigung werden, einen einzigen Augenblick die Außenseite des Lebens außer acht zu lassen. Mit allen Mitteln muß der Kampf gegen die Not geführt, mit allen Kräften die Hebung und Besserung des äußeren Menschenloses gesucht und angestrebt werden. Beides muß Hand in Hand miteinander gehen: Die Pflege des inneren Wachstums und die Förderung der äußeren Wohlfahrt. Welches das Wichtigere sei, darf für das praktische Verhalten gar nicht zur Frage stehen. Das ist in jedem Augenblick das Wichtigere, um das es in diesem Augenblick sich handelt. Und das fordert dann in diesem Augenblick das ganze Interesse und die ganze Kraft. So allein ist es nach dem Sinne Jesu. So allein entspricht es der Religion des Glaubens.

Die Sünde

Das andere große Hindernis, das uns die Freude an der Welt trübt und uns irre macht an ihrer Zukunft, ist die Sünde. Vielleicht noch in ganz anderem Maße als die Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit des Schicksals macht die „Schlechtigkeit der Menschen" es uns schwer, Vertrauen zur Welt zu fassen und an eine gerechte Ordnung der Dinge zu glauben. Das Leben in der Welt ist nicht bloß ein unaufhörlicher Kampf ums Dasein mit den feindseligen Mächten der Natur, es ist auch ein unaufhörlicher Kampf mit den Mächten des Bösen, und es sieht durchaus nicht immer aus, als ob dem Recht und der Wahrheit der Sieg gehöre. Wo bleibt da der Glaube an die Welt? Wo bleibt der Gedanke an eine göttliche Weltregierung?

Das Kapitel von der Sünde bedarf einer ausführlichen Behandlung. Einmal ist es für den ethischen Charakter des Christentums von entscheidender Bedeutung. Und außerdem steckt es voll von Fragen und Problemen, die von der kirchlichen Tradition und dem landläufigen Urteil in der mißlichsten Weise verwirrt worden sind. Wir müssen uns hier notwendig Klarheit verschaffen.

Was ist Sünde? Die Antwort ist gar nicht so leicht zu geben. Im gesellschaftlichen Verkehr wird das Wort Sünde vermieden. Wo es einmal gebraucht wird, da bekommt es einen eigentümlichen Beigeschmack. Wenn man wirklich tadeln will, gebraucht man das Wort nicht. Man mißt mit anderen, einfacheren Maßstäben. Man spricht von Entgleisung, Verirrung, Versehen. In schlimmeren Fällen von Unrecht, Vergehen, Verbrechen. Aber auch im schlimmsten noch nicht von Sünde. Und man tut wohl daran. Es ist gut, wenn das Wort nicht zur Scheidemünze wird.

Aber hat man nicht auch eine instinktive, vielleicht auch sehr bewußte Abneigung gegen das Wort? Alle Unterweisung im Christentum ist immer wieder auf die beiden Worte Sünde und Gnade eingestellt gewesen. Die beiden Worte sind förmlich tot gehetzt. Man mag nichts mehr davon hören. Es hat sich so viel Mißverstand und Unverstand, vor allem eine solche Schwarzfärberei des Menschen damit verbunden, daß es wohl zu begreifen ist, wenn das Empfinden vieler sich gegen diese Worte sträubt.

Endlich aber fragt es sich auch, ob das moderne Denken sich überhaupt noch mit dem Worte verträgt, ob da nicht Erkenntnisse entgegenstehen, die dem Worte seine Berechtigung nehmen. Jedenfalls wird das von nicht wenigen behauptet.

Sünde ist ein religiöser Begriff. Wenn wir das Unrechte und Verkehrte, das Schlechte und Böse Sünde nennen, dann sprechen wir darüber das letzte Urteil, dann stellen wir es vor den obersten entscheidenden Richterstuhl. Wir fühlen den Abstand zwischen ihm und Gott. Wir empfinden es als einen Gegensatz, vielleicht gar als eine Auflehnung gegen Gottes Willen und Wesen.

Das Wort Sünde ist die selbstverständliche Kehrseite unserer religiösen Beurteilung des Guten. Das Gute, das Rechte, das sittlich Notwendige steht vor uns als der Wille, als das Wesen Gottes. Und die Sünde ist dann also das davon sich Unterscheidende,

das damit irgendwie, wenn auch in abgestuftem Maße Kontrastierende.

Aber warum lassen wir das Gute nicht einfach als solches gelten? Hat das Wort nicht schon an sich Klang genug? Ja, bekommt es seinen vollen Klang nicht erst, wenn es rein für sich steht? Wer das Gute nur tut, weil es so der Wille Gottes ist — ist damit nicht die ganze Sache schon im Kern verdorben? Ist das nicht jedenfalls das Zeichen eines sehr unreifen Verständnisses des Guten, der Standpunkt kindlicher Unmündigkeit? Müssen wir nicht das Gute tun lediglich um des Guten selber willen, weil es mit seinem eigenen Wert, mit seiner inneren Notwendigkeit uns das Herz bezwungen hat?

Aber was ist denn Religion? Ist sie nicht die Ehrfurcht vor der wirklichen Welt? Ist sie nicht das Gefühl für den großen Untergrund der Dinge, für das Geheimnis der Welt? Und gehört nicht zu dieser Welt des Wirklichen als ihre höchste Blüte, als ihre eigentliche Seele das, was wir das Gute nennen? Wie könnte der religiöse Gedanke haltmachen vor der Macht des Guten? Um seinetwillen glauben wir überhaupt erst an die Welt und ihre Zukunft. Um seinetwillen glauben wir an — Gott. Nur deshalb, weil wir die Macht des Guten in der Welt wirksam sehen, nur deshalb wagen wir es, von Gott zu reden. Solange wir religiös denken, und solange das große Wort Gott für uns im Mittelpunkte dieses Denkens steht, solange werden wir in dem Guten den Willen und das Wesen Gottes sehen.

Den Willen Gottes pflegen wir in bestimmten Geboten zusammenzufassen. Und die einfachste Antwort

auf die Frage: Was ist Sünde? ist dann: Sie ist die Übertretung dieser göttlichen Gebote.

Aber das ist es ja nun, was so schwer beanstandet wird. Man sieht darin die Äußerung einer sehr minderwertigen Sittlichkeit, die nur der Autorität sich unterwirft und nur nach Vorschriften sich richtet. Sein eigener Gesetzgeber müsse der Mensch sein. Selbst müsse er entscheiden, was er tun und lassen solle, und das Rechte tun, weil er selbst es als recht und gut erkenne.

Durchaus richtig. Aber für die christliche Anschauung sind die Gebote gar keine gesetzlichen Forderungen mehr, die ein bestimmtes sittliches Handeln äußerlich vorschreiben. Für uns steht hinter jedem Gebot die lebendige Persönlichkeit Jesu. Er ist für uns die Verkörperung des heiligen Gotteswillens. Der Buchstabe hat Fleisch und Blut für uns bekommen. Das Gebot hat sich in frisches, warmes Leben verwandelt. Wir haben nicht mehr Satzung und Vorschrift, sondern ein Menschenleben vor uns, dem wir nachstreben müssen.

Sünde ist dann also der Abstand zwischen uns und Jesus, zwischen seinem Leben und unserem Leben. Wie denn? Zwischen uns und einem Manne, der vor 1900 Jahren unter ganz anderen Verhältnissen lebte, und der sein Leben einer Aufgabe widmete, die unmöglich für die Gestaltung unseres Lebens maßgebend sein kann? Wie kann er uns das Vorbild sein, dem wir gehorchen? Wie kann der Unterschied zwischen uns und ihm, ja, die ganz bewußte und gewollte Ablehnung seines Beispiels Sünde sein? Und was ist denn überhaupt gewonnen, wenn an Stelle der Befolgung einer äußeren Vorschrift die Nachahmung eines, ob auch noch so edlen Menschenlebens gesetzt werden soll? Das

ist ja immer noch wesentlich dasselbe wie ein Gebot, das von außen her fordernd an uns herantritt.

Aber das ist gerade das Gute an dem Vorbilde Jesu, daß bei ihm von irgendwelcher knechtischer Nachahmung keine Rede sein kann. Gerade Jesus gegenüber drängt es ohne weiteres sich auf, daß jeder das Recht und die Pflicht seines Lebens für sich selber hat. Wir werden immer wieder ganz anders handeln müssen, als Jesus gehandelt hat, und würden, wenn wir ihn uns sklavisch zum Muster nehmen, unser ganzes Leben zur Sünde machen. Er hat von seiner Familie sich losgesagt, hat auch sein Handwerk aufgegeben, ist heimatlos im Lande umhergezogen und hat von den Almosen gelebt, die man ihm spendete. Wer dürfte das alles ihm nachtun? Für ihn war es unabweisliche Notwendigkeit, für uns wäre es — Sünde. In der Nachfolge Jesu kann es sich nur um die innerste Gesinnung handeln, um ein Hineinwachsen in die Art seines Denkens und Wollens, in die inneren Motive seines Handelns.

Wir würden uns das Idealbild eines Menschen selber schaffen müssen, wenn wir es nicht in Jesus schon besäßen, und wir dürfen sicher sagen, wir würden es mit unseren frommsten und besten Gedanken nicht in der reinen Schönheit und Vollkommenheit erreichen, wie es uns hier von der Geschichte oder religiös gesagt: von Gott selbst gegeben ist. Daß die Wirklichkeit karg ist gegen das Ideal, ist in Jesus widerlegt. Alles, was wir an menschlichem Adel nur erdenken können, das sehen wir tatsächlich in Jesus in höchster Vollendung vor uns. Es kann keine größere Treue gegen sich selbst und die einmal erkannte Lebensaufgabe geben,

keinen größeren Glauben an Gott, Welt und Zukunft, keine größere Standhaftigkeit und Tapferkeit, keine größere und selbstlosere Hingebung und Liebe, keinen größeren Wahrheitsmut, keine größere Lauterkeit der Gesinnung, als sie am Kreuze Jesu offenbar geworden ist. Der freiwillige Martertod — eine höhere Probe für das alles ist nicht denkbar.

Und so lange das nicht denkbar ist, werden wir in Jesus das erreichte Ideal menschlicher Vollkommenheit sehen. Wir haben durchaus das Recht zu sagen: So hat Gott den Menschen haben wollen, als er ihn schuf. „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!" lautet das große Wort der Schöpfungsgeschichte. In Jesus hat Gott den Menschen erreicht, der sein Ebenbild an sich trägt, der seines Wesens ist. Und — Sünde ist dann also der Abstand zwischen uns und Jesus, der Abstand zwischen uns und dem menschlichen Ideal.

Für den Menschen gibt es keinen anderen Maßstab als wieder einen Menschen. Wie nahe er an das menschliche Ideal heranreicht oder wie weit er davon entfernt ist, danach bemißt sich sein Wert oder sein Unwert. Der Mangel an Gutem, der Mangel an Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, an Ernst und an Freudigkeit, an Lebensmut und Standhaftigkeit, an Glaube und Geduld, an Uneigennützigkeit und Liebe, den er an sich entdeckt, oder den das Auge der Wahrheit, das Auge Gottes an ihm entdeckt, wenn es ihn mit dem Menschen, wie er sein soll, vergleicht — das ist seine Sünde.

Der Mangel an Gutem! Es gibt gewiß auch Böses in positiver Ausprägung bis herunter zu dem

Bösen, dessen Anblick uns innerlichst erschreckt, weil es einen geradezu unheimlichen, dämonischen Charakter zu besitzen scheint. Aber es ist höchst bedeutsam, daß Jesus in seiner Menschenbeurteilung ganz davon absieht. In der großen Schilderung vom jüngsten Gericht redet er bei denen zu seiner Linken nur von ihrem Mangel an Gutem.

Auch bei der sorgfältigsten Vermeidung alles positiv Schlechten und Bösen kann das Innerste des Menschen verknöchert und verdorben sein, schlimmer vielleicht, als wenn er wirklich hier und da dem eigentlich Bösen die Hand gereicht hätte. Der Mangel an Gutem ist das Entscheidende. Die Sünde ist der Abstand vom Ideal.

Bis so weit hat sich uns die Entwicklung unseres Gedankens in schlichter Folgerichtigkeit ergeben. Aber nun kommt die große Schwierigkeit, nämlich die unendliche Verschiedenheit der Menschen und das zweifellose Recht des einzelnen in seiner Besonderheit.

Es gibt nicht zwei Menschen, die einander gleich wären, die auch nur in einer Hinsicht wirklich einander glichen. Verschieden ist ihre äußere und innere Veranlagung, verschieden die Umstände und Verhältnisse, unter deren Einflusse sie stehen, verschieden ihre Entwicklung, verschieden ihr Schicksal, verschieden die Aufgabe ihres Lebens, der Zweck ihres Daseins. Kann da das Ideal, dem sie nachstreben sollen, an dem der Wert ihres Lebens gemessen werden muß, für sie dasselbe sein?

Kann dem Soldaten und der Diakonisse, dem Bauern und dem Gelehrten dasselbe sittliche Ideal vor Augen stehen? Müssen nicht neben ihren körperlichen Kräften und ihren geistigen Gaben auch ihre Charaktereigenschaften ganz verschieden sich ausprägen? Was wir bei dem einen fordern und suchen, würde es uns nicht vielleicht bei dem anderen geradezu befremden? Muß nicht namentlich der eigentlich leitende Vorzug, der das ganze Leben und Wesen durchdringt und bestimmt, bei jedem von ihnen immer wieder ein ganz anderer sein? So hat denn jeder sein besonderes Ideal, mithin auch jeder seinen besonderen Maßstab, nach dem er beurteilt werden muß, und also bedeutet auch das Wort Sünde für jeden immer wieder etwas anderes und Besonderes.

Das alles hat zweifellos sein Recht und seine Wahrheit. Aber wenn wir in Jesus das allgemeine menschliche Ideal sehen, so will das sagen: Wir sind überzeugt, daß sein Gottesglaube, sein unzerstörbarer Glaube an Welt, Schicksal und Zukunft, und seine rückhaltlose Selbstaufopferung, seine Tod und Kreuz überwindende Liebe, dies doppelte, aber in sich eine und gleiche, das die Größe und Schönheit seines Lebens ausmacht, im letzten Grunde das alles beherrschende Motiv jedes rechten Menschenlebens sein muß. Es wird in jedem Menschenleben wieder neu und anders sich auswirken, wie es in jedem ein ganz anderes Material an inneren Kräften und äußeren Aufgaben zu verarbeiten vorfindet. Aber es wird doch der Grundton, die Triebkraft, die Seele sein müssen, die alles durchdringt. Das letzte und höchste Ideal ist für uns alle dasselbe. Wie nahe oder fern wir diesem Ideal stehen,

das entscheidet über unseres Lebens Wert. Unser Abstand von diesem Ideal, das ist unsere Sünde.

Viel schwerer wiegt eine andere Schwierigkeit, die ebenfalls aus der Verschiedenheit der Menschen sich ergibt. Wir haben nicht alle dieselbe Stellung zu diesem letzten Ideal. Wir können auch nicht alle dieselbe haben. Wir sind eben nicht so einfach, was wir sein wollen, sondern wozu Natur und Erziehung, Verhältnisse und Schicksal uns gemacht haben. Wir stehen auf sehr verschiedener sittlicher Stufe und haben doch diese Stufe uns durchaus nicht so ohne weiteres selbst gewählt. Unmöglich kann von allen das gleiche gefordert, unmöglich auch allen das gleiche in gleichem Maße angerechnet werden. Die Pflichterkenntnis ist notwendig verschieden und verschieden deshalb auch die Pflicht, verschieden die Verantwortung. Ernst und groß steht Gottes Wille über der Menschheit, ihr fernes, hehres, unabänderliches Ziel. Aber den Augen der Menschen erscheint dies Ziel notwendig verschieden, weil eben die Augen verschieden sind. Kann Gott selbst mehr von ihnen fordern, als ihre Augen zu sehen vermögen? „Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden. Wem aber wenig gegeben ist, von dem wird auch wenig gefordert werden!“ Gilt das Wort nicht auch hier?

Das Gewissen ist eine werdende Größe, im einzelnen Menschen wie in der gesamten Menschheit. Von niedrigster Stufe hat sich die Menschheit emporentwickeln müssen, von einer Stufe, auf der zwischen Mensch und Tier kaum ein Unterschied war. Alles, was wir heute Sünde nennen — es gab eine Zeit, wo niemand es als Sünde empfand. Und diese Zeit ist wahrscheinlich sehr

viel länger gewesen als die Zeit, in der es zur Sünde geworden ist. Auch was wir heute mit den ärgsten Namen nennen, einst tat man es wie selbstverständlich, ja, man rühmte sich dessen wohl gar. Lamech steht vor seinen Frauen und singt sein wildes, prahlerisches Lied: „Ich habe einen Mann erschlagen für meine Wunde und einen Jüngling für meine Strieme! Kain soll siebenmal gerächt werden, aber Lamech siebenzig und siebenmal!“ Wahrscheinlich müssen wir nicht bloß sagen: Es war naturgemäß, es war selbstverständlich, nein: Es war notwendig so, es war eine unentbehrliche Stufe der Entwicklung. Dinge, an die wir heute nur schaudernd zurückdenken, wie z. B. die Blutrache, sie sind einmal ein bedeutsamer sittlicher Fortschritt gewesen.

Mit der zunehmenden Gesittung, mit der wachsenden Erkenntnis des sittlich Notwendigen ist auch die Erkenntnis der Sünde gewachsen. War eine höhere Stufe der sittlichen Erkenntnis, des sittlichen Lebens erstiegen, verkündeten die Propheten und Gesetzgeber der Völker eine bessere Gerechtigkeit, so war alles, was dem entgegenstand, mochte es auch bis dahin als erlaubt, nein, geradezu als recht und gut gegolten haben, fortan zur Sünde gemacht. Nun wurde es bekämpft und mit Strafe und Fluch belegt. Aber natürlich waren immer viele, die auf der früheren Stufe, in den früheren Anschauungen beharrten, nicht weil sie sich darin verhärteten, sondern weil sie für das Bessere noch nicht reif waren.

Auf dem langen Wege, den Gott mit der Menschheit gegangen ist, auf diesem langen Wege, der aus tierischer Wildheit und Roheit heraufführt, sind schier

immer noch alle Stationen besetzt. Und nun frage ich noch einmal: Muß man nicht jeden Menschen beurteilen von seinem eigenen Standpunkte aus? Er ist vielleicht auf niedriger Stufe zurückgeblieben. Wir können also von ihm nicht dasselbe verlangen wie von einem anderen, der sittlich viel höher steht. Was ein Mensch mehr oder weniger deutlich als gut und notwendig erkennt, das soll er tun, und tut er es nicht, gewiß, dann tut er Sünde. Es ist ohne Zweifel wahr, der Mensch ist sein eigener Gesetzgeber. Er selbst muß sich entscheiden über das, was er zu tun hat, was seine Pflicht von ihm fordert. Nur wenn seine eigene Erkenntnis, sein eigener Wille, seine eigene Seele in dem liegt, was er tut, nur dann kann es gut sein. Aber nicht wahr? dann ist auch umgekehrt nur, was er mit dem mehr oder weniger deutlichen Gefühl des Unrechts tut, nur was er nach dem Maße seiner Einsicht, seiner sittlichen Reife als Unrecht erkennen muß, nur das ist Sünde für ihn? Was für den einen Sünde ist, vielleicht ernste, schwere Sünde, das ist durchaus noch nicht auch für den anderen Sünde? Je höher ein Mensch innerlich steht, desto mehr wird er sich als Sünde anrechnen und anrechnen müssen. Je tiefer dann also doch auch wohl desto weniger? Und wie er sich selbst beurteilt und beurteilen muß, ist das nicht in der Tat der Maßstab, mit dem er billigerweise allein gemessen werden kann?

Aber seine Erkenntnis soll doch wachsen, sein sittliches Gefühl soll sich vertiefen. Und wenn das geschieht, dann wird er mehr und mehr als Sünde sich zurechnen, was ihm vorher nicht als solche erschienen war, und was man — so wollte es uns scheinen — ihm auch nicht

als solche anrechnen konnte. Man muß sein Gewissen wecken. Dann wird er sehen, wie tief er in der Sünde steckt. Aber er hat dann doch also schon in ihr gesteckt, als er es nicht wußte und vielleicht nicht wissen konnte. Jetzt weiß er: es war doch Sünde, was er tat.

Es kommt ja gar nicht auf die einzelne Tat, sondern auf die Gesinnung, auf die Wesensbeschaffenheit des Menschen an. Bei dem Worte Sünde handelt es sich um die Beurteilung des ganzen Menschen, und zwar vor dem höchsten Richterstuhl, vor Gott. Sünde ist die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit, die sittliche Unfertigkeit und Minderwertigkeit, die ihn nicht aufhören lassen darf, an sich zu arbeiten. Es bleibt dabei: Sünde ist der Abstand vom Ideal.

Ein neuerer Maler stellt die Sünde dar in einer schönen, unheimlichen Frauengestalt mit tiefen, dämonischen Augen. Den verführerischen Leib umwindet eine Schlange. Ist das die richtige Darstellung der Sünde? Viele werden dem Maler zustimmen. Sie werden in dem Bilde eine ernste, strenge Erfassung des schweren Wortes Sünde sehen. Ich möchte umgekehrt urteilen. Das ist ganz die landläufige Auffassung, die in der Sünde nur das positiv Böse sieht. Aber mag man mit diesem Bösen noch so scharf ins Gericht gehen, mag man vom radikalen Bösen sprechen, mag man eine Auflehnung gegen Gott darin sehen, mag man den Atem der Hölle darin spüren, es ist immer eine oberflächliche Anschauung der Sünde. Hätte Jesus von dem allen uns erlöst, von allem eigentlich Schlechten

und Bösen, von all seiner Macht und seinem Fluch, und weiter nichts — dann hätte er immer noch nichts für uns getan, nichts wirklich Entscheidendes, nichts, das uns wirklich zu Gott führt, nichts, das wirklich Wert und Segen in unser Leben hineinbringt. Das Leben des „Reichen Mannes", wie Jesus es uns schildert, können wir völlig frei von dem allen denken, wir können sein Haus uns vorstellen, beherrscht von der tadellosesten Wohlanständigkeit, dennoch fällt Jesus über ihn das denkbar schärfste Urteil. Und in der Tat, wenn weiter nichts über ihn zu sagen ist, als: „Er lebte alle Tage herrlich und in Freuden", wenn das der ganze Inhalt seines Lebens war, so war dies Leben in einem Maße innerlich entwertet, daß sicherlich leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, denn daß solch ein Reicher in das Gottesreich kommt.

Nein, die Sünde ist der Mangel an Gutem. Sie ist der Abstand vom Ideal, das wir in Jesus uns lebendig vor Augen gestellt sehen. Diese Auffassung, die um alles Schlechte und Böse, woher es auch stammt, gänzlich unbekümmert ist, die Hölle und Teufel durchaus nicht bemüht, die nichts von Schlangen und dämonischen Augen weiß, sie erfaßt das Wort Sünde erst in seinem ganzen Ernst, in seiner vollen Tragweite. Wie könnte man, so aufgefaßt, die Sünde malen? Einen Mann müßte man malen, der ein fernes, hohes Ziel vor sich hat. Vielleicht sieht er es gar nicht und irrt umher auf falschen Wegen. Vielleicht sieht er es, und auf seinem Angesichte steht der Schmerz darüber, wie fern er ihm noch ist. Vielleicht sieht er es, und aus seinen Augen leuchtet die Freude darüber. Es hat ihn schon innerlich gefaßt. Aber er fühlt doch, welch

einen weiten Weg er noch vor sich hat, und daß er nie aufhören darf, mit heißem Bemühen nach dem Ziele zu streben. Wer überhaupt das Gute hoch, unerreichbar hoch über sich sieht, mit anderen Worten, wer an Gott glaubt und zu der großen Forderung sich bekennt: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", der hat auch Ursache zu beten: „Vater, vergib uns unsere Schuld."

Wer hat die Sünde in die Welt gebracht? Nicht der Teufel ist es gewesen. Nicht aus dem Abgrund ist sie emporgestiegen. Nein, der Aufstieg des Menschen, der sittliche Fortschritt hat es getan. So lange der Mensch hinlebte wie das Tier, so lange gab es keine Sünde. Es mußte erst etwas Besseres da sein. Damit kam auch die Sünde. Der Mensch mußte erst seine Geschichte angetreten haben. Es mußte schon etwas dazu gehören, ein Mensch zu sein. Anforderungen mußten erst an den Menschen gestellt werden. Was dahinter zurückblieb, das war Sünde. Was nicht mitkonnte oder wollte auf dem Wege des Menschen nach oben, was ihn festhielt auf der niederen Stufe, was ihn wieder herabzog nach unten, von wo er gekommen war, das war Sünde. Die Sünde ist immer das Rückständige, das von der Entwicklung bereits Überholte und Gerichtete, an dessen Stelle etwas Besseres stehn müßte. Vielleicht ist dies Rückständige dem Deckblatt zu vergleichen, in dessen schützender Umhüllung die Knospe wächst, aus der die Blüte sich entfalten soll. Es war einmal notwendig so. Es erfüllte seinen Zweck. Aber

nun ist es hinderlich. Nun muß es fort. Vielleicht wehrt es sich. Es will bleiben. Es hält sich immer noch in seinem Rechte. Bewußt oder unbewußt protestiert es gegen das Bessere, Fortgeschrittene. Und es kommt, je nachdem, etwas Verknöchertes, Dumpfes, Muffiges hinein. Es wird etwas Krankhaftes, etwas Morsches, etwas Giftiges, Schlechtes, Böses daraus. Je mehr der Mensch zum Menschen ward, je weiter die Kluft ward zwischen ihm und dem Tier*), je mehr er sich selber wachsen sah, je mehr deshalb Zukunft hineinkam in das Wort Mensch, je mehr ihm die Augen aufgingen für die Fernen, die noch vor ihm lagen, je mehr der Gedanke an seine Bestimmung ihn faßte, an ein großes, leuchtendes Ziel, desto stärker wurde, und zwar naturgemäß gerade bei den Besten, das Gefühl für die eigene Mangelhaftigkeit und Unfertigkeit, für — die Sünde.

Wann wird die Sünde aus der Welt verschwinden? Nicht wenn das Böse besiegt und das Schlechte abgetan ist, nicht, wenn die Dämonen in die Hölle gebannt und die Erde von ihnen befreit sein wird. Damit würde

*) Mag der Mensch vom Tiere gekommen sein, die Religion des Glaubens hat selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden. Auf irgend eine Weise mußte er doch werden, mußte die Allmacht ihn schaffen. Und daß er aus dem Tier erwuchs, ist zweifellos nicht bloß menschenwürdiger, es ist auch gotteswürdiger, als daß er aus einem „Erdenkloß" erstand. Aber jedenfalls ist der Protest dagegen immer noch nicht so seltsam und verkehrt wie die Betonung der Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier, die jetzt vielfach in Mode ist. Der Gang der Entwicklung hat eine breite Kluft aufgerissen zwischen Mensch und Tier. Das ist die Arbeit der Jahrtausende gewesen. Die Aufgabe der Zukunft wird sicher nicht sein dürfen, diese Kluft wieder zu überbrücken und auszufüllen, sondern sie nur immer weiter und tiefer zu machen. Was den Menschen zum Menschen macht, was ihn fördert und adelt, das bringt ihn sicher nicht wieder dem Tiere näher, es hebt ihn nur immer höher über das Tier hinaus.

sehr wenig gewonnen sein. Denn der Mutterboden würde immer noch da sein, aus dem sie immer neu hervorwachsen würden. Nein, die Sünde weicht erst aus der Welt, wenn die Welt ihr Ziel erreicht hat, wenn die Menschheit innerlich ausgewachsen, wenn der Zustand der Vollkommenheit da ist. Bis dahin wird die Sünde bleiben und wird der Kampf gegen die Sünde nicht aufhören. Denn die Sünde ist der Abstand vom Ziel, und der Kampf gegen sie ist das Streben nach der Vollendung.

Was ist Schuld? Schuld ist das schwerste Wort unserer Sprache. Schuld ist ein schlimmes Rätsel, ein dunkles Geheimnis. Schuld ist vielleicht auf dem ganzen Gebiet unseres modernen Denkens der strittigste Punkt, strittiger noch als das große Wort Gott. Fragen wir zunächst einmal die eigene Erfahrung, die Gewohnheit des eigenen sittlichen Empfindens und Denkens.

Schuld ist die erkannte Sünde. Schuld setzt das Gefühl voraus: „Das durfte nicht sein! So hättest du nicht handeln müssen!" Schuld ist mit dem Bewußtsein verbunden, daß man seine Pflicht unerfüllt gelassen, daß man seinem Menschennamen keine Ehre gemacht hat. Religiös gesagt: Schuld ist der Richterspruch des Gewissens, daß man nicht getan hat nach Gottes Willen.

Diese Erkenntnis pflegt sich ja leider immer zu spät

einzustellen. Die Sünde selbst war von dieser Erkenntnis nicht begleitet. Wo sie sich in uns erhebt, da ist es die beginnende Loslösung von der Sünde, der Anfang zur Besserung. Die Erkenntnis kann nachher wieder verstummen. Das Gewissen kann einschlafen. Aber es scheint keine Befreiung von der Sünde, keinen Fortschritt zum Guten zu geben, ohne daß wir uns die Sünde als Schuld zurechnen.

Dann muß also alle Sünde zur Schuld werden. Oder genauer gesagt: sie muß erkannt werden als Schuld. Es muß eingesehen werden, daß sie immer schon Schuld gewesen ist. Schuld wird immer nur lebendig im Gefühl, in dem oft so quälenden und doch so gesegneten Schuldgefühl.

Wir sind gewohnt, die beiden Worte Schuld und Strafe miteinander zu verbinden. Wo Schuld ist, da scheint sie selbstverständlich Strafe zu fordern. Das ist uns eingehämmert und eingeimpft schon durch die jahrtausendealte Gewohnheit der gerichtlichen Praxis. Und diese Gewohnheit scheint zu beruhen auf einem ganz natürlichen zwingenden Gefühl. Ein erwachtes, lebendiges Gewissen scheint es einfach so zu fordern.

Aber nicht wahr? Darin liegt dann doch sofort auch die Anerkennung der persönlichen Verantwortlichkeit. Wenn Schuld notwendig Strafe fordert, so ist damit dem Schuldigen doch wohl gesagt: „Du hättest nicht bloß anders handeln müssen. Du hättest auch anders handeln können. Du hattest die Freiheit der eigenen Entschließung. Du hast dich gegen das Gute, gegen deine Pflicht, du hast dich für das Irrige, Schlechte, Böse entschieden. Damit hast du die Strafe verwirkt zur Sühnung deiner Schuld."

Das ist der Punkt, wo das moderne Denken den allerentschiedensten Protest erhebt. Es kennt keine Willensfreiheit. Es kennt nur unentrinnbare Notwendigkeit. Der Mensch ist nicht eine Lücke im großen Zusammenhange der Welt. Er ist nicht das einzige Wesen, das dem ehernen Gesetz entnommen wäre, daß alles, was geschieht, seine Ursache hat, aus der es mit unausweichlichem Zwange hervorgeht. Er tut nicht, was er will. Ja doch, was er will. Aber was er will, das muß er wollen. Er kann gar nicht anders. Er ist wie ein offenstehendes Klavier, auf dem von unsichtbaren, o nein, von sehr sichtbaren Händen gespielt wird. Schicksal, Verhältnisse, Naturlauf, Menschen und Dinge, sie alle haben Teil an diesem wunderbaren Spiel. Ob Melodie und Wohllaut dabei herauskommen oder schrille Dissonanzen, was kann das Klavier dazu? Wir schaffen uns unser Leben nicht nach unserem eigenen freien Willen. Wir leben nicht. Wir werden gelebt.

Ja, wie laut kann man dies Evangelium von der Unfreiheit des Menschen verkünden hören! Ein Evangelium! Denn es scheint ihn von aller eigenen Verantwortung, von aller Schuld zu entbinden. Und diese Lehre von der Unfreiheit des Willens hat nicht erst Lombroso an den Schädeln seiner Verbrecher entdeckt. Auch Kant hat sie vertreten. Sie ist schier zum Gemeingut der wissenschaftlichen Bildung unserer Zeit geworden oder schickt sich an, dazu zu werden.

Merkwürdig! Stimmt diese Lehre, dieser Determinismus, wie man sie nennt, nicht durchaus mit unserem religiösen Denken überein? Jedenfalls sind die größten religiösen Genien wie selbstverständlich Deterministen

gewesen. Sie wußten sich so rückhaltlos beherrscht von Gottes Macht und Gottes Geist, sie fühlten sich so ganz und gar nur als Werkzeug in Gottes Hand, daß für eigene Selbstbestimmung kein Raum mehr übrigblieb.

Ist es nicht für jeden frommen Sinn selbstverständlich, daß Gott alles in allem ist? Wenn ich wirklich lebendig an Gott glaube, bin ich dann nicht gewiß, daß mein ganzes Leben von Gott geleitet und geführt, ja von Gott gewebt und gewirkt, daß es von Anfang bis zu Ende ein einziges Wunderwerk Gottes ist? Bin ich nicht gewiß, daß alles, was Gutes in mir geworden und gewachsen ist, von Gott kommt und daß ich nichts wäre ohne ihn?

Freilich, ich empfinde das alles zugleich als eigenes Erlebnis. Von dem eigenen Ja und Nein, der eigenen Zustimmung und Entscheidung, der eigenen Reue, der eigenen Freude, der eigenen Mühe und Anstrengung, dem eigenen Kampf, der eigenen Niederlage, dem eigenen Sieg ist alles begleitet und erfüllt gewesen. Wenn in dem allen nicht auch der Pulsschlag meines eigenen Herzbluts und Lebens wäre, dann hätte es keinen Wert. Aber auch jede Regung des eigenen guten Willens, von den ersten schwachen, schwankenden Anfängen an, erkenne ich sie nicht als von Gott geweckt, von Gott gewirkt? Gott danke ich alles.

Merkwürdig, auf religiösem Gebiet macht das schwere Problem, das unserem modernen Denken mit der Unfreiheit des Willens gestellt wird, gar keine Schwierigkeit. Das fromme Gefühl hat immer schon so gedacht. Die Schwierigkeit erhebt sich erst beim Übergang auf das sittliche Gebiet.

Wenn alles Gute in mir gewirkt wird, ist es dann meine Schuld, wenn es nicht geschieht? Kann es mir zugerechnet werden, wenn ich es an mir fehlen lasse, wenn ich zurückbleibe hinter dem Ziele, das mein Menschenname, das die Entwicklung der Menschheit mir gesteckt hat?

Aber ist das Bewußtsein der eigenen Verantwortung nicht gerade das, worauf alles ankommt? Ist das nicht von der allerentscheidendsten Bedeutung für das gesamte Menschenleben? Ist vor allem ohne das ein geordnetes Rechtsleben denkbar? Daß unsere Gerichtspraxis in vieler Hinsicht reformbedürftig ist, wird wohl die Überzeugung vieler sein. Aber daß ein Mensch für sein Handeln zur Rechenschaft zu ziehen ist, wenn er Recht, Sitte und Ordnung verletzt, das ist uns wahrscheinlich noch viel weniger zweifelhaft. Ist das noch möglich, wenn alle Freiheit der Selbstentscheidung hinfällt, wenn auch das Schlimmste unter unausweichlichem Zwange geschieht? Und ist nicht überhaupt aller wirkliche Menschenwert, alle fortschreitende Gesittung abhängig von Freiheit, von persönlicher Entschließung, von Selbstzucht, von eigener Verantwortung?

Ulrich von Hutten hört von der seltsamen Weisheit der Astrologie. Sie war seinerzeit der wunderliche Ausdruck für die heutige Erkenntnis von dem unentrinnbaren Zusammenhange der Dinge. Wie das Horoskop sich stellte im Augenblicke der Geburt, so war damit über den ganzen Verlauf des Menschenlebens entschieden. „Gewissen, lasse fürder mich in Ruh!", so ruft er spottend. „Den Sternen schreib ich meine Sün-

den zu!" „Doch überleg' es, Hutten!", fährt er sogleich in ernstem Nachsinnen fort. „Dreimal nein! Ein Sklave willst du nie gewesen sein! Du bist ein Feind von jeder Tyrannei, und deine Sünden auch begingst du frei!"

Er untersucht gar nicht, ob die seltsame Lehre richtig sei oder nicht. Er spricht einfach sein kühnes, zuversichtliches Nein. Und hören wir dieses Nein nicht mit innerster Zustimmung? Wiegt dieses Nein für die Entwicklung und Zukunft der Menschheit nicht schwerer als alle Weisheit und Wissenschaft? Ist die Frage nach dem, was sein muß, damit die Erde bewohnbar bleibt, damit ein rechtes Menschenleben möglich ist, nicht am Ende viel wichtiger und wohlbegründeter noch als die Frage nach dem, was ist?

Soll man den Menschen sagen: „Ihr könnt nicht anders handeln, als ihr tut. Ihr seid dem Zwange des Augenblicks unterworfen. Und was ihr tut, ist einfach die Resultante all der mannigfaltigen widerstrebenden Kräfte, die an euch ziehen und zerren und die euch willenlos mit sich fortreißen." Oder soll man ihnen sagen: „Ihr könnt, wenn ihr nur wollt! Ihr habt euer Geschick und Leben in eurer Hand! Ihr seid die Herren über alles, was euch drängen und nötigen will! Seid nur eurer Freiheit und eures Adels euch bewußt! Nichts kann euch zwingen! Und wenn ihr fehlt und irrt, wenn ihr wider Ehre und Gewissen handelt, wenn ihr tut, was euch das Leben verdirbt, ihr selbst tragt die Schuld!"

Es würde gar kein so großer Schade sein, wenn es einfach bei dem Widerspruche bliebe und bleiben müßte. auf den wir hinausgekommen sind: die Wissenschaft

behauptet die Unfreiheit des Menschen, aber die Forderung der praktischen Vernunft ist seine Freiheit. Das wäre dann eben nur ein Widerspruch mehr in unserem Denken, einer von den Widersprüchen, von denen es scheint, daß wir sie nicht loswerden und nicht loswerden können. Das Leben fällt darüber nicht auseinander. Die Welt hat schon recht lange dabei bestanden. Sie wird auch in Zukunft nicht daran zugrunde gehen.

Nun natürlich, jeder dieser Widersprüche bedeutet eine Selbstbescheidung unseres Denkens. Wir können nun einmal nicht alle Rätsel lösen. Vor den eigentlichen Tiefen der Dinge versagt unsere Weisheit. Mag es schmerzlich, mag es beschämend für uns sein. Aber es ist nun einmal so. Und es ist doch auch schließlich nicht verwunderlich, es ist selbstverständlich, daß unser endlicher Geist die Geheimnisse des Unendlichen nicht zu durchdringen vermag.

Dabei werden wir immer festhalten, daß was uns wie ein Widerspruch erscheint, doch irgendwie seine Einheit haben wird. Wir werden nicht aufhören, nach dieser Einheit zu suchen. Ob wir sie finden oder nicht, und wenn uns, je länger wir darüber nachdenken, der Gegensatz nur desto unversöhnlicher erscheint, — trotzdem werden wir überzeugt sein, daß im letzten, tiefsten Grunde die Einheit vorhanden ist, wenn sie auch unseren suchenden Blicken sich verhüllt.

Dabei wird in unserem Falle der eine seiner ganzen Natur und Denkweise nach mehr die Seite der Freiheit, der andere mehr die der Unfreiheit betonen und je nachdem auch in dieser Richtung die Einheit vermuten.

Wenn man den Gegensatz zwischen Freiheit und Not-

wendigkeit ganz hinüberlegt auf das religiöse Gebiet, so findet er, wie wir sahen, seinen vollen befriedigenden Ausgleich. Dabei erinnern wir uns an die Tatsache, daß jeder religiöse Gedanke sozusagen eine Doppelströmung in sich schließt, ähnlich wie bei der Elektrizität immer ein positiver und ein negativer Strom einander entgegenlaufen, und doch nie ohne einander sein können. Das ganze Menschenleben wird unser Glaube immer zugleich als ein Werk Gottes und als das eigene Werk des Menschen werten. Von Anfang bis zu Ende ist es die Gnade Gottes, die alles in uns schafft. Das ist unsere Demut und unser Stolz. Und von Anfang bis zu Ende müssen wir selbst alles wollen und tun. Das ist unsere Ehre und unsere Bürde. So empfindet es jeder fromme Sinn.

Auch hier, auf dem religiösen Gebiete, reden wir von menschlicher Freiheit, von eigenem Willen, von eigener Entschließung, von eigenem Tun. Aber der grundlegende Gedanke bleibt doch die alles wirkende Gnade Gottes. Da liegt der Nachdruck, da liegt der Schwerpunkt. Ich erlebe meine Freiheit nur in der vollkommenen Hingebung unter die zwingende Herrschaft Gottes. Das freudige Ja zu diesem großen, heiligen Willen, das Zusammenfließen des eigenen Willens mit dem Willen des Allmächtigen, das ist das Erleben meiner Freiheit, das ist meine Erlösung. Aber auch dieses Ja, dieser Zusammenklang ist die Wirkung der Gottesgnade.

Wir werden sicherlich das große Wort Freiheit niemals fahren lassen. Aber muß Freiheit durchaus etwas sein, das von Anfang an in der Natur des Menschen liegt? Muß sie nicht wie alles Große etwas sein,

das erst allmählich, erst mühsam erworben werden muß? Die Freiheit von der Macht des Bösen, von der Macht der Versuchung, die Freiheit von Not und Druck und Zwang, die Freiheit zum Guten, die Freiheit zu allem, was uns das Leben adelt, und die Freude daran, bringt der Mensch das schon mit, wenn er auf die Welt kommt? Ist es nicht das Ziel seiner Entwicklung, seiner Erziehung?

Oder ist das die Hauptsache bei der Freiheit: die Freiheit der Wahl zwischen gut und böse? Ist der frei, der tun kann, was er will, und nicht vielmehr erst der, der wollen kann, was er tun soll, es wollen kann, nachdem er endlich so weit gereift und gefördert ist? Und macht es für den wünschenswerten Erfolg irgend etwas aus, ob er rein von sich aus dahin gekommen ist oder ob er dahin geführt worden ist durch den unendlich wohltätigen Zwang der Erziehung, durch Schicksal, Welt und Leben, — wie wir religiös sagen: durch Gottes Gnade?

Das Wort Schuld scheint die Wahlfreiheit vorauszusetzen. Es scheint mit ihr zu stehen und zu fallen. Aber wenn es nun mit ihr fiele, wäre das wirklich so schlimm? Könnte es nicht sein, daß das Wort Schuld uns nur deshalb so wichtig erschiene, weil es so alt, so eingewurzelt ist? Uralt ist ja natürlich die naive Anschauung, daß der Mensch tun und lassen könne, was er wolle, daß er es völlig in der Hand habe, sich für das Gute oder Böse, für „Recht" oder „Unrecht" zu entscheiden. Jetzt ist deshalb das Wort Schuld aufs festeste verwachsen mit diesen großen Worten. Und so unentbehrlich diese uns erscheinen, so notwendig kommt uns auch jenes vor.

Wenn das Wort Schuld notwendig ist für unser sittliches Denken, so muß es bleiben. Das ist ganz gewiß. Es ist dann auch ganz einerlei, ob es wissenschaftlich, ja auch ob es religiös noch haltbar ist oder nicht. Denn unser sittliches Leben, unsere sittliche Entwicklung ist tausendmal wichtiger als die Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit unseres Denkens. Mögen noch so viel Risse und Widersprüche dadurch in unser Denken hineinkommen, das „Du sollst!" darf nichts von seinem Ernst verlieren.

Aber bedarf es dazu wirklich notwendig des Wortes Schuld und des Gedankens, den dies Wort im gewohnheitsmäßigen Gebrauche in sich schließt: „Du konntest anders handeln, als du gehandelt hast! Und daß du es dennoch nicht tatest, das ist deine Schuld!" Ist es nicht am Ende gar ein Gewinn, wenn dies Wort und dieser Gedanke fällt?

Was ist die größte sittliche Tat, die Bismarck getan hat? Ist es nicht diese, daß er das Wort Schuld aus der äußeren Politik gestrichen hat? Wir haben es in der auswärtigen Politik ganz und gar nicht mit „Schuld" und „Strafe", mit „Rache" und „Sühne" zu tun unseren „Feinden" gegenüber, sondern wir haben es einfach mit Tatsachen zu tun, und haben uns lediglich zu fragen, was diese Tatsachen von uns fordern im Interesse unseres Volkes. Wie gut, wenn nur erst einmal wenigstens auf diesem einen großen Gebiete mit der Beseitigung des Wortes Schuld ganzer Ernst gemacht würde! Wieviel ruhiger und sachlicher würden die Verhandlungen zwischen Volk und Volk! Wieviel gegenseitige Verbitterung und Verhetzung

würde wegfallen! Und auch im Kriege! Wieviel des Schlimmsten, das ein Krieg mit sich zu bringen pflegt, würde wegfallen, wenn von Schuld und Sühne keine Rede mehr wäre!

Würde das Wort Schuld auch im Rechtsleben fallen können? Da hat es seine Quelle. Da hat es auch seinen sichersten Hort. Ist es denkbar, daß vor den Schranken des Gerichts der einer gesetzwidrigen Handlung Überführte nicht mehr „schuldig" gesprochen wird? Und wenn es nicht mehr geschieht, wird es nicht ein unheilbarer Schaden für das moralische Empfinden und Gedeihen des Volkes sein? Es käme doch darauf an. Wie wird an Stelle dessen das Urteil lauten müssen? „Du hast es getan, und nun prägen wir es nachdrücklich deinem Gedächtnis ein, daß Gesetz und Sitte unangetastet bleiben müssen!" Oder: „Du hast es getan, und nun nehmen wir dich in unsere Erziehung und wollen es versuchen, einen ordentlichen Menschen aus dir zu machen!" Vielleicht auch: „Du hast es getan, und wir haben keine Hoffnung mehr für dich. Wir machen dich auf die Dauer unschädlich. Wir scheiden dich aus aus der menschlichen Gemeinschaft." Die Erziehung wird der leitende Gesichtspunkt der Bestrafung sein. Und hoffentlich werden die Fälle, wo man an dem Erfolg der Erziehung, also an der eigenen Erziehungskunst, verzweifelt, immer seltener werden. Damit wird dann freilich unsere ganze heutige Strafrechtspflege, vor allem unser heutiger Strafvollzug von Grund auf reformiert werden müssen. Unsere heutige Strafjustiz verlangt vom Richter das Unmögliche. Es ist in jedem Falle unmöglich, die wirkliche eigene „Schuld" des Angeklagten festzustellen. Es ist

auch unmöglich, das Strafmaß wirklich gerecht zu bemessen. Und daß der unheimlich große Prozentsatz der Rückfälligen das völlige Versagen des heutigen Strafvollzuges bedeutet, ist ein offenes Geheimnis, dessen Furchtbarkeit man sich vielleicht gerade deshalb so ungern eingesteht, weil es eben so furchtbar ist.

Laßt das Wort Schuld aus dem Verkehr der Menschen überhaupt verschwinden! Laßt es verschwinden aus dem wirtschaftlichen Leben, aus den Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern, aus dem Gegensatze zwischen reich und arm! Laßt es verschwinden aus dem Kampfe der politischen Parteien, aus dem Hader der kirchlichen Richtungen! Wird das ein moralischer Absturz, wird es nicht wahrscheinlich ein großer sittlicher Aufstieg sein? Wieviel Ungerechtigkeit, wieviel Härte und Gehässigkeit würde aus jeder Art unseres Gemeinschaftslebens hinausgewiesen werden, wenn man die Menschen einfach nähme, wie sie sind, wenn man nicht mehr nach ihrer Schuld, sondern nur noch fragte: „Was muß ich tun, um recht mit ihnen auszukommen? Was kann ich tun, um ihnen abzugewöhnen, was mir an ihnen nicht gefällt?" Welche Berge von Unrecht und Unheil hat das Wort Schuld schon aufgehäuft! Sein Gang durch die Jahrhunderte ist mit Blut und Tränen bezeichnet. Ob es nicht wirklich zu wünschen wäre, seine Geschichte endlich zum Abschluß zu bringen?

Aber nun der wichtigste Punkt! Darf auch der einzelne in seiner Selbstbeurteilung das Wort Schuld beiseite lassen? Und wenn es da trotz allem und allem unantastbar seinen Platz hat, hat es dann nicht doch auch sonst überall sein sicheres Recht? Dürfen wir

der Anklage des eigenen Gewissens gegenüber sagen: „Ich mußte so handeln! Ich konnte gar nicht anders!" Wäre das nicht ein moralischer Verlust allerschwerster Art, ein Verlust, der durch nichts auszugleichen wäre? Oder wäre auch das ein Gewinn?

Jesus vergleicht das Leben und Handeln der Menschen mit dem Fruchttragen der Bäume. Er unterscheidet gute und faule Bäume. Die guten Bäume bringen selbstverständlich gute Frucht, die schlechten schlechte. Das ist gar nicht das Schlimme, daß ein Baum einmal schlechte Früchte trägt. Das Schlimme ist: so geht es mit zwingender Notwendigkeit hervor aus seiner ganzen natürlichen Beschaffenheit. Er kann gar nicht anders. Man kann nicht Trauben lesen von den Dornen, noch Feigen von den Hecken. Gerade so ist es auch mit den Menschen. Der Gute handelt gut, der Böse handelt böse. Und wieder ist das Schlimme nicht, daß ein Mensch einmal etwas Unrechtes und Böses tut, nein, das Schlimme ist: so bringt es seine ganze Eigenart mit sich. Er kann gar nicht anders. In schlichter Selbstverständlichkeit spricht Jesus aus, was unsere heutige Wissenschaft als neue, weltbewegende Wahrheit nachentdeckt hat. Gewiß, es wird immer Menschen geben, bei denen die Tatsache, daß auch der Mensch unter dem Zwange der Notwendigkeit steht, daß er redet und handelt, wie er nicht anders kann, den Leichtsinn und die Gleichgültigkeit weckt. Sie lassen sich gehen und tun, was ihnen gefällt. Wer will ihnen wehren? Wer will sie anklagen und richten? Sie „sind nun einmal so"! Aber jeder irgendwie ernster gerichtete Mensch, jeder, der etwas auf sich hält, der wird ganz anders seine Folgerungen ziehen.

Es ist eine böse Erkenntnis: „Was du da getan hast und worüber dein Gewissen dich jetzt straft, das ist nicht bloß ein vereinzeltes Werk. Du hast da nicht bloß einen unglücklichen Augenblick gehabt. Nein, wie du geartet bist, so mußtest du das tun, du konntest leider Gottes gar nicht anders. Also das bist du! Das ist dein wahres Bild! So etwas steckt in dir! Du, du selbst, so wie du bist, du gehörtest dazu, daß es so kam! Wärest du anders gewesen, es wäre nicht so gekommen! An niemand anders als an dir selbst hat es gelegen! So wie es an dem Lande liegt, ob der Regen zu Schmutz wird oder Frucht und Segen schafft; so wie es an dem Baume liegt, ob die Nahrung, die Himmel und Erde ihm zuführen, bei ihm zu Saft und Süßigkeit oder zu Gift und Galle wird!" Ich meine, das ist eine Erkenntnis von geradezu erschütternder Art. Das wird ihn aufrütteln, wie nichts anderes dazu imstande ist. Das ist Gewissen, das ist Rechenschaft, das ist Verantwortung in des Wortes ernstestem und schwerstem Sinn. Auch im Selbstgericht bedeutet, wie mir scheinen will, der Wegfall des Wortes Schuld in seinem hergebrachten Verstande nicht eine Abschwächung, sondern eine Verschärfung des sittlichen Urteils.

Vor allem aber erleichtert die Streichung des bösen Wortes das Verständnis des religiösen Wunders der Vergebung.

Bei der Vergebung der Sünde handelt es sich um das Intimste unseres Glaubens. Wenn wir von ihr reden, so betreten wir das innerste Heiligtum der Menschenseele, wo sie sich unmittelbar mit der Allmacht berührt. Es ist ihre allereigenste Angelegenheit. Wer darf ihr hineinreden? Wer kann ihr helfen? Aber wieviel Störendes und Verwirrendes hat sich da eingedrängt! Es ist doch angezeigt, über diese, für den inneren Haushalt des Menschen entscheidende Angelegenheit eine Verständigung zu suchen. Sie ist auch, wie wir sehen werden, nicht nur die Privatsache jedes einzelnen, nein, sie ist im höchsten Sinne des Wortes Gemeinschaftssache. Sie ist eine Sache, die die ganze Welt angeht.

Vergebung der Sünde — so muß es heißen, nicht Vergebung der Sünden. Alles, was wir Sünde nennen, geht aus des Menschen Innerstem hervor. Unser innerstes Ich, der ganze Mensch ist dafür verantwortlich. Und ein Urteil, ein gütiges, vertrauendes Urteil über den ganzen Menschen, über den Gesamtbefund seines Lebens und Wesens ist deshalb auch die Vergebung.

Vergebung der Sünden, der einzelnen Sünden, die dann natürlich auch einzeln gebeichtet werden müssen, das ist der Hort der Priesterkirche. Solange es auf die einzelnen Sünden ankommt, die, sozusagen vom Menschen losgelöst, trennend und anklagend zwischen ihm und Gott stehen, die als selbständige Wesen für sich ihre drohende Bedeutung haben, solange wird man immer die Hand des Priesters für nötig halten, um sie hinwegzuschaffen. Sie sind von größerem und geringerem Gewicht. Sie müssen von unparteiischer Seite abge-

schätzt und beurteilt werden. Sie müssen jede für sich ihr abgestuftes Strafmaß empfangen. Da ist der Priester, der im Namen Gottes sein Urteil spricht, unentbehrlich. Er muß die Steine aus dem Wege räumen. Er muß der Mittler sein zwischen Gott und der einzelnen Menschenseele. Vergebung der Sünden — das ist die Aufgabe, von der die Priesterkirche lebt, mit der sie steht und fällt.

Kommt es dagegen nicht auf die einzelne Sünde an, ist die Sünde selbst vom Menschen gar nicht zu trennen, handelt es sich um den Gesamtzustand des Menschen, ist das allein Entscheidende des Menschen Innerstes, in das keines anderen Menschen Auge dringt, dann hilft es nichts, der Mensch muß selbst vor Gott und muß selbst seine Rechnung zwischen Gott und sich ins Reine bringen. Kein Mittler und kein Priester kann ihm etwas nützen. Das Wort eines Bruders mag ihm den Weg zeigen, aber gehen muß er den Weg allein. Er selbst muß Gottes Vergebung suchen und finden.

Um was handelt es sich dabei? Nicht um Straferlaß. Das vor allen Dingen müssen wir klar und sicher feststellen. Die Gnade, die der Richter gewährt, die kann natürlich nichts anderes sein, als Erlassung der Strafe. Um was anderes könnte es da sich handeln? Die Vergebung, ich will gleich sagen, eines Vaters, einer Mutter ist von ganz anderer Art. Da ist strafen und vergeben ganz und gar kein Gegensatz. Ein Vater straft, weil es für die Erziehung des Kindes so notwendig ist. Wenn er aufhört, die Verirrung seines Kindes zu bestrafen, so ist gerade das das Schlimmste, das er zu tun vermag. Er tut es, weil er weiß oder zu wissen meint, daß es ja doch nichts

nützt. Er tut es, weil er den Glauben, das Vertrauen zu dem Kinde verloren hat, weil seine Liebe an ihm irre geworden ist. Er straft nicht mehr, weil er — nicht mehr vergeben kann. Wie ungeheuerlich ist die Auffassung vom Heilswert des Todes Jesu als eines Strafleidens! „Er hat die Strafe auf sich genommen, die uns drohte, und damit uns Gnade und Vergebung erworben." Das heißt aus Gott einen Richter machen und das ganze Evangelium vom Vaternamen Gottes vergessen und verderben.

Ein Vater vergibt, das heißt: er hört nicht auf, sein Kind zu lieben. Seine Treue steht unabänderlich fest. Er glaubt an das Kind und seine Zukunft. Er läßt sich durch keinen einzelnen Fall und auch nicht durch immer wiederholte Fälle in seinem Gesamturteil über das Kind wankend machen. Es ist sein Kind und bleibt sein Kind.

Und Gott vergibt — das bedeutet dasselbe. Er sieht hinweg über den Abstand zwischen sich und uns. Er verzweifelt nicht an seinem Geschöpf. Er sieht immer noch die Spuren seiner Arbeit, seines Geistes in ihm. Er glaubt und hofft und liebt. Er gönnt ihm nach wie vor das Leben in seiner Welt. Er hört nicht auf, es zu segnen und ihm wohlzutun. Es ist sein Kind und bleibt sein Kind.

Gottes Vergebung suchen wir. Warum haben wir sie nötig? Ja, müssen wir nicht wissen, daß wir immer noch vor dem höchsten, unbestechlichen Urteil bestehen? Die Sünde ist doch nun einmal eine Tatsache, über die wir uns nicht leichtsinnig hinwegsetzen können, mit der wir notwendig allen Ernstes uns abfinden müssen. Wir müssen wissen, ob wir trotzdem das Recht der

Selbstachtung haben, ohne daß wir dabei uns selbst über den ganzen Befund unseres Lebens täuschen.

Wir müssen wissen, daß wir nicht bloß beim oberflächlichen Vergleich mit dem menschlichen Durchschnitt uns über uns selbst beruhigen, nein, daß wir unser seelisches Gleichgewicht uns bewahren dürfen, obwohl der höchste Maßstab, an dem Menschenwert gemessen werden muß, unangetastet bleibt. Wir müssen es wissen, daß wir unsere ganze Vergangenheit mit all den dunklen Flecken, die, je weiter wir in der Selbsterziehung fortschreiten, uns desto mehr zu schaffen machen, hinter uns werfen und mit gutem Gewissen und mit ruhigem, ja, mit frohem Auge in Welt und Leben hinausschauen können.

Aber wer sagt es uns, daß Gott uns vergibt? Kein Priester, kein Mensch kann es uns sagen. Und wenn es ein Mensch uns sagt, wir müssen ja doch erst vertrauen, daß das nun wirklich die Stimme Gottes ist. Also wir selbst müssen uns vor dem eigenen Gewissen darüber klar werden, daß wir der Vergebung Gottes uns getrösten dürfen. Was heißt das anders als: Wir müssen vor allen Dingen, nein, wir müssen zuerst und zuletzt uns selbst vergeben.

Was kann denn auch alles andere uns nützen? Und wenn Gott selbst uns das Wort der Gnade zuriefe vom Himmel herab, wenn er uns sichtbar seinen Engel sendete, um uns die Gewißheit seiner Vergebung zu bringen, was sollte es helfen, wenn nicht die innere Stimme in der eigenen Brust ihr Ja und Amen dazu spricht. Es bliebe ja doch der Zweifel, ob nicht alles eine Sinnestäuschung war. Es bliebe das Wogen der Gedanken, die sich untereinander verklagen und ent-

schuldigen und es zu der notwendigen Stetigkeit und Festigkeit des inneren Lebens nicht kommen lassen. Wie wir es auch ansehen mögen, wir kommen erst zum Ziel, wenn wir uns selbst vergeben. Aber das ist es nun, worauf es ankommt, daß wir dabei uns sagen können: „Unsere Vergebung ist Gottes Vergebung. Wir haben uns nicht selbst betrogen. Wie vor das Angesicht des Allwissenden haben wir uns gestellt. Wie aus dem Munde des heiligen Gottes haben wir uns gerichtet. Aber nun wagen wir es zu glauben: Gott vergibt."

Ein Doppeltes ist dazu nötig. Vor allem dies: Wir müssen glauben dürfen an bedingungslose Vergebung. Unserer Vergebung dürfen keine Forderungen gestellt werden, die erst erfüllt sein müssen, ehe wir über sie zur Ruhe kommen können. Was könnten das für Forderungen sein? Reue, Buße, Sinnesänderung, Glaube, fromme Werke? Was es auch sei, wer es irgend ernst damit nimmt, der wird nie damit fertig werden. Er wird nie mit ruhiger Zuversicht sagen: Nun ist es genug damit. Er wird nie, worauf doch alles ankommt, mit fester Hand einen Strich unter seine Vergangenheit ziehen und schlicht und gut der Zukunft sich zuwenden können.

Soll die Vergebung wirklich ihren Zweck erreichen, soll es also wirkliche Vergebung sein, so muß sie an kein Wenn und Aber gebunden sein. Und nicht wahr? so liegt es doch auch im Begriff der Vergebung. Wenn ich vergebe, so vergebe ich. Dann stelle ich keine Forde-

rungen mehr, dann sehe ich von jeder Genugtuung ab und nehme den anderen so, wie er ist, und lasse ihn so mir gefallen. Wenn ich irgend etwas, auch nur das geringste, erst von ihm will — das soll er erst leisten, sonst vergebe ich ihm nicht — dann ist es schon überhaupt kein Vergeben mehr.

Gott vergibt! Das bedeutet: Gott ist in jedem Augenblick bereit, einen neuen Anfang mit mir zu machen. Gott und das Gute wohnen hinter offenen Türen. Wer ihnen kommt, wie er ihnen kommt, er ist ihnen willkommen. Zwischen Gott und uns ist von unserer Vergangenheit gar keine Rede, wenn wir nicht selbst davon reden wollen. Gott bleibt sich gleich in ewiger Güte, ob wir ihrer wert sind oder nicht. Er vergilt seiner Menschenkinder tausendfache Sünde mit zehntausendfachem Segnen und Wohltun. Er hört nicht auf, an uns zu glauben, noch während wir in der Irre gehen.

Das ist der Kern und Stern unseres Christenglaubens.

Wie ist Jesus zu diesem Glauben gekommen? Woher nahm er ihn? Nicht wahr? aus den Tiefen seiner eigenen großen Seele heraus. Da hat Gott selbst ihm das Geheimnis seines Wesens erschlossen. Aber wie hat er das getan? Finden wir darüber einen Fingerzeig in den Evangelien? Vielleicht in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn? Hat Jesus einmal mit angesehen, wie ein Vater sein verirrtes Kind wieder aufnahm, das von den Wegen der Sünde wieder zu ihm heimkehrte? Er lief dem Zerlumpten entgegen und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, ehe er auch nur die Bitte um Vergebung stammeln konnte. Offenbar hatte er längst nach ihm ausgeschaut, hatte längst ihm alles verziehen. Die Menschen, die dabeistanden, schüttelten den Kopf und waren entrüstet über solch eine charakterlose Schwäche. Wozu kam der Taugenichts nach Haus? Doch nur, um dem Vater wieder auf der Tasche zu liegen. Jesus stand dabei, und das Herz wurde ihm weit und warm über dem Wunder der Vaterliebe. Da hatte er die göttliche Beglaubigung für das, was seine Seele ahnte. Gott konnte unmöglich kleiner sein als sein schwaches, sündiges Menschenkind.

Vielleicht ist es so gewesen. Es war dann, was man einen glücklichen Zufall nennt. Aber tatsächlich bedurfte es dessen gar nicht. Hatte er nicht Gottes Vergebung Tag für Tag vor Augen! Jeden Tag spendete Gottes Sonne ihr goldenes Licht in gleicher Weise den Bösen wie den Guten. Immer wieder segnete Gottes Regen unterschiedslos die Äcker der Gerechten und der Ungerechten. Das tiefste Geheimnis des Himmelreichs hat Jesus der Natur abgelauscht. Sie zeigte ihm, daß Gottes Wesen allwaltende Güte ist. Der Kernpunkt des Evangeliums, um deswillen unser Christenglaube jeder anderen Religion unvergleichlich überlegen ist, ist ihm bei der Betrachtung des Sonnenscheins und Regens aufgegangen, bei der Betrachtung der alltäglichsten Dinge.

Freilich, es gehörten die Augen Jesu dazu, um das zu sehen. Hier gerade stehen wir vor der Tatsache, an der nur zu viele an Gott irre werden. Ohne Wahl streuen Sonne und Regen ihre Gaben aus und fragen nicht nach Wert oder Unwert derer, die sie empfangen. Das Weltall scheint gänzlich gleichgültig zu sein gegen

die sittliche Beschaffenheit der Menschen. Alle Kräfte der Natur stehen in gleicher Weise den Bösen wie den Guten zur Verfügung. Herzlos, gefühllos, gedankenlos ist die Natur. Gut und böse — was weiß sie davon? Was kümmert sie sich darum? Gewiß, so scheint's. Aber vor dieser selben Tatsache stand Jesus, und er sah darin anbetend die Vollkommenheit Gottes, der in unendlicher Langmut mit seinen Menschenkindern handelt und siebenzig mal siebenmal vergibt.

Das war der Eindruck, den die Welt auf Jesus machte, die Welt, der es einerlei zu sein scheint, ob die Menschen gut oder böse sind. Es war ihm, als tue ihm hier die Welt ihr innerstes Geheimnis kund, als schaue er hier in die heiligsten Abgründe seines Gottes. Hat er recht mit seiner wunderbaren Entdeckung? Und was gibt uns die Gewißheit, daß er recht hat? Alles Große und Hohe ist unbeweisbar. Wir müssen selbst irgendwie und irgendwo die gleiche Entdeckung machen, wie Jesus sie gemacht hat. Auf irgendeinem Punkte der Welt müssen uns die Augen dafür aufgehen, daß der Sinn der Welt vergebende Liebe ist, daß dies ganze seltsame Weltgetriebe, das von Gut und Böse nichts zu wissen scheint, auf vergebender Liebe ruht. Irgendwo und irgendwie müssen wir das Wunder dieser Liebe erleben, dies größte aller Wunder, das es gibt in dieser an Wundern so reichen Welt.

In der ganzen Weltgeschichte aber gibt es kein Ereignis, das uns so sicher vor den überwältigenden Anblick dieses Wunders stellen könnte, wie das Menschenleben Jesu. Vergebende Liebe ist die Triebfeder dieses ganzen Lebens gewesen. Das ist die Erklärung dafür, weshalb es uns ist, als wehte aus diesem Leben der

Odem Gottes uns an. Vergebende Liebe hat dieses Leben in Marter und Tod getrieben. Darum wird uns das Kreuz auf Golgatha zu dem Mittelpunkt der Welt, von dem aus das Rätsel der Welt sich uns erschließt und seine Lösung findet. Es gibt in der Welt keinen dunkleren Punkt als das Kreuz Jesu. Hier hat die Sünde der Welt ihren furchtbarsten Triumph gefeiert. Sie hat den Reinsten und Besten, der je auf Erden war, den furchtbarsten Verbrechertod sterben lassen. Hier hat die Gleichgültigkeit des Weltalls gegen Gut und Böse, gegen menschlichen Wert und Unwert erschütternder als irgendwo anders sich gezeigt. Wo war die Gotteshilfe, um den Wehrlosen aus den Händen seiner Mörder zu erretten? Gibt es einen schlagenderen Beweis, daß aller Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit, aller Glaube an die Welt und eine vernünftige Ordnung der Dinge sinnlose Torheit ist, als das Kreuz Jesu? Wo war denn Gott? Gab es etwas Dringenderes für ihn zu tun, als hier zu zeigen, daß er sich nicht spotten lasse? Er war in dem Gekreuzigten. Er war in seiner vergebenden Liebe. Wem dafür die Sinne aufgegangen sind, der hat die Welt begriffen, der wundert sich nicht mehr, er freut sich dessen, daß die Sonne ihr goldenes Licht unterschiedslos ausschüttet und die Welt all ihre reichen Gaben spendet, ohne nach Verdienst und Würdigkeit zu fragen. Die Macht, die alle Dinge erhält und trägt, ist vergebende Liebe.

Wohlgemerkt, nur weil irgendwann einmal ein schlichter Mensch es fertiggebracht hat, schrankenlos, bedingungslos zu vergeben, seiner Liebe treu zu bleiben trotz allen Undanks, mit dem man ihm lohnte,

die sittliche Beschaffenheit der Menschen. Alle Kräfte der Natur stehen in gleicher Weise den Bösen wie den Guten zur Verfügung. Herzlos, gefühllos, gedankenlos ist die Natur. Gut und böse — was weiß sie davon? Was kümmert sie sich darum? Gewiß, so scheint's. Aber vor dieser selben Tatsache stand Jesus, und er sah darin anbetend die Vollkommenheit Gottes, der in unendlicher Langmut mit seinen Menschenkindern handelt und siebenzig mal siebenmal vergibt.

Das war der Eindruck, den die Welt auf Jesus machte, die Welt, der es einerlei zu sein scheint, ob die Menschen gut oder böse sind. Es war ihm, als tue ihm hier die Welt ihr innerstes Geheimnis kund, als schaue er hier in die heiligsten Abgründe seines Gottes. Hat er recht mit seiner wunderbaren Entdeckung? Und was gibt uns die Gewißheit, daß er recht hat? Alles Große und Hohe ist unbeweisbar. Wir müssen selbst irgendwie und irgendwo die gleiche Entdeckung machen, wie Jesus sie gemacht hat. Auf irgendeinem Punkte der Welt müssen uns die Augen dafür aufgehen, daß der Sinn der Welt vergebende Liebe ist, daß dies ganze seltsame Weltgetriebe, das von Gut und Böse nichts zu wissen scheint, auf vergebender Liebe ruht. Irgendwo und irgendwie müssen wir das Wunder dieser Liebe erleben, dies größte aller Wunder, das es gibt in dieser an Wundern so reichen Welt.

In der ganzen Weltgeschichte aber gibt es kein Ereignis, das uns so sicher vor den überwältigenden Anblick dieses Wunders stellen könnte, wie das Menschenleben Jesu. Vergebende Liebe ist die Triebfeder dieses ganzen Lebens gewesen. Das ist die Erklärung dafür, weshalb es uns ist, als wehte aus diesem Leben der

Odem Gottes uns an. Vergebende Liebe hat dieses Leben in Marter und Tod getrieben. Darum wird uns das Kreuz auf Golgatha zu dem Mittelpunkt der Welt, von dem aus das Rätsel der Welt sich uns erschließt und seine Lösung findet. Es gibt in der Welt keinen dunkleren Punkt als das Kreuz Jesu. Hier hat die Sünde der Welt ihren furchtbarsten Triumph gefeiert. Sie hat den Reinsten und Besten, der je auf Erden war, den furchtbarsten Verbrechertod sterben lassen. Hier hat die Gleichgültigkeit des Weltalls gegen Gut und Böse, gegen menschlichen Wert und Unwert erschütternder als irgendwo anders sich gezeigt. Wo war die Gotteshilfe, um den Wehrlosen aus den Händen seiner Mörder zu erretten? Gibt es einen schlagenderen Beweis, daß aller Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit, aller Glaube an die Welt und eine vernünftige Ordnung der Dinge sinnlose Torheit ist, als das Kreuz Jesu? Wo war denn Gott? Gab es etwas Dringenderes für ihn zu tun, als hier zu zeigen, daß er sich nicht spotten lasse? *Er war in dem Gekreuzigten.* Er war in seiner vergebenden Liebe. Wem dafür die Sinne aufgegangen sind, der hat die Welt begriffen, der wundert sich nicht mehr, er freut sich dessen, daß die Sonne ihr goldenes Licht unterschiedslos ausschüttet und die Welt all ihre reichen Gaben spendet, ohne nach Verdienst und Würdigkeit zu fragen. *Die Macht, die alle Dinge erhält und trägt, ist vergebende Liebe.*

Wohlgemerkt, nur weil irgendwann einmal ein schlichter Mensch es fertiggebracht hat, schrankenlos, bedingungslos zu vergeben, seiner Liebe treu zu bleiben trotz allen Undanks, mit dem man ihm lohnte,

an der Aufgabe seines Lebens festzuhalten auch angesichts des furchtbarsten Galgens, und er fühlte sich dabei im Einklang mit der Macht, die alle Dinge lenkt und der er mit jedem Pulsschlag seines Herzens diente — nur deshalb wagen auch wir jetzt, die Welt mit seinen Augen anzusehen und vergebende Liebe als die Seele der Welt, als die Hoffnung alles Menschenlebens zu erkennen. Das ist in der Tat ein Glaube von stolzester Kühnheit. Hier zeigt es sich wieder, daß der Glaube kein Rechenexempel, sondern ein Wagnis ist. Er macht ganz und gar nicht den Anspruch, sinnenfällige, dem nüchternen Verstande unmittelbar einleuchtende Wahrheit zu sein. Er hat seine besondere Art, seine Wahrheit zu beweisen. Er beweist sie durch seine eigene Existenz, durch seine eigene schaffende Kraft. Er hat das sichere Vertrauen, daß ihm das Rätsel der Welt sich entdeckt hat. Wie soll er das sich selbst, wie soll er es irgend jemand anders beweisen, als dadurch, daß er sich fähig zeigt, die Probleme der Welt und des Lebens zu lösen? Tritt an die Schwierigkeiten der Welt, an die großen und kleinen Schwierigkeiten deines Lebens mit der zwingenden Allmacht der vergebenden Liebe heran, und du überwindest sie. Das ist der Beweis des Glaubens.

Aber wir müssen noch etwas anderes feststellen. Warum läßt Gott seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte? Warum ist er „gütig auch über die Undankbaren und Boshaftigen"? Wir sagen jetzt: Weil er

die Menschen kennt, die er geschaffen hat. Er weiß, was für eine Rolle Sünde und Unrecht unter ihnen spielen. Aber er weiß auch, wie es dazu kommt. Er weiß, daß er Geduld haben und warten muß. Er weiß, aus welcher Roheit und Wildheit sie heraufgekommen sind, und was ihnen im Blute steckt. Er weiß, daß er keine Engel auf seiner Erde, daß er Menschen schuf. Jedem einzelnen sieht er ins Herz. Und er sieht, was für ein Schwergewicht er in sich trägt, das ihn immer wieder niederzieht und zu Falle bringt. Da ist keine freie Entscheidung, da ist harter, drängender Zwang. Er sieht es, und er verzeiht.

Seht in die Welt hinaus! Wie sieht euch Welt und Leben an, wenn ihr an Gott dabei denkt? Ist es nicht so? Gott handelt mit uns, als ob zwischen ihm und uns von Schuld keine Rede sei. Er nimmt uns, wie wir sind, und macht zwischen Gut und Böse keinen Unterschied. Mögen wir sein, wie wir wollen, er hört nicht auf, uns wohlzutun. Wir leben überhaupt nur von seiner Güte. Jeder Augenblick, der unserem Leben hinzugefügt wird, jedes Stück Brot, das wir essen, kann es uns sagen: Gott vergibt! Sie sagen es dem Schlechtesten und Gottlosesten gerade so gut, wenn er es nur hören will, wie dem Besten und Frommsten. Gott vergibt ohne ihre Bitte allen bösen Menschen. Er vergibt absolut bedingungslos. So deutet die Religion des Glaubens die Welt und ihre scheinbare Gleichgültigkeit gegen alles, was gut und böse heißt, die Religion des Glaubens, die in dem Kreuze Jesu den Schlüssel für die Rätsel der Welt gefunden hat.

Nun natürlich, das kann sehr übel mißverstanden werden. Das Beste und Höchste unterliegt immer am

leichtesten dem Mißverständnis. Auch den Reformatoren ist schon entgegengehalten, daß ihre Predigt von der freien Gnade Gottes, von der „Rechtfertigung allein durch den Glauben" — das ist der Schulausdruck für die bedingungslose Vergebung — es den Menschen allzu bequem mache. Dann könnten sie ja tun und lassen, was ihnen gefalle. Gottes Gnade mache ja alles wieder gut. Es ist zweifellos zuzugeben, daß der Leichtsinn dies Kleinod des Evangeliums wirklich so mißbrauchen kann.

Wir haben da genau denselben Vorwurf, der, wie wir sahen, gegen die Aufhebung des alten Schuldbegriffes aufgeworfen zu werden pflegt. Wir haben dem entgegengesetzt, daß jeder ernstere Sinn auf diese Aufhebung ganz anders reagiert. Sie dient ihm gerade umgekehrt zur Verschärfung seines Gewissens. Das Gleiche muß sich auch hier herausstellen, wenn die bedingungslose Vergebung ihr Recht behalten soll. Der Gegensatz zwischen gut und böse, das wachsende Gefühl für alles, was Sünde ist, darf durch das, was wir bedingungslose Vergebung nennen, nicht angetastet werden. Das ist das zweite, das notwendig gefordert werden muß.

Aber was heißt das: Gott vergibt? Jesus sah die Zöllner und Sünder, und er konnte nicht anders, er hatte nichts als Mitleid mit ihnen. Alle Welt behandelte sie mit Verachtung, wies mit Fingern auf sie, warf sie mit Steinen. Er stand ihrem Tun und Treiben ferner als all ihre Verächter. Aber es war ihm, als begreife er, wie sie so geworden waren. Er sah, wie es im Volke aussah, und er begriff, daß auf solchem Boden solche Menschen wachsen konnten. Er konnte

nicht anders, er hatte nichts als Mitleid mit ihnen. Aber das bedeutete für ihn nicht, daß er sie unangefochten ihres Weges gehen ließ. Nein, es bedeutete, daß er erst recht sich ihrer annahm, daß er nicht müde wurde, an ihnen zu arbeiten. Er hat sie nicht gelassen, wie sie waren. Er hat andere Menschen aus ihnen gemacht. Wie Kranke hat er sie behandelt, die vor allem Wärme, Liebe, Sonnenschein nötig hatten. Und das hat in der Tat alle guten Keime in ihnen geweckt. Das hat ihnen wieder Liebe zum Guten und Vertrauen zu sich selbst eingeflößt. Das hat sie innerlich gesund gemacht.

Das ganze Leben Jesu können wir als einen Kampf gegen die Sünde, gegen das Böse, das Verkehrte, das Rückständige in der Menschheit ansehen. Er hat diesen Kampf mit sehr verschiedenen Waffen geführt, je nach der Art der Menschen, die er vor sich hatte. Auch scharfe Waffen hat er gebrauchen können. Und daß er in diesem Kampfe nicht müde wurde, daß er nie sich sagte: „Die Welt ist zu schlecht. Alles, was du an ihr tust, ist umsonst. Du willst wieder hingehen, woher du gekommen bist" — — daß er in seinem Kampfe nicht nachließ, das ist seine vergebende Liebe.

Gott ist der schärfste Gegensatz gegen alles, was Sünde heißt. Wenn wir an Gott denken, dann denken wir an den absolut unversöhnlichen Widerspruch gegen alles Schlechte, Niedrige, Häßliche, Rückständige. Licht und Finsternis, Feuer und Wasser sind Gegensätze. Aber sie sind nur schwache Abbilder von dem Gegensatz zwischen Gott und Sünde. Gott und Sünde kann man gar nicht anders als im Kampfe miteinander denken, in einem Kampfe, bei dem es um Sieg oder Vernichtung sich handelt. Gott vergibt, kann nur hei-

ßen: Er wird nicht müde in diesem Kampf. Er gibt ihn niemals auf. Er wird nicht irre an der Welt und seinen Menschenkindern. Er glaubt an sie und ihre Zukunft. Die Menschen selbst sagen: „Die Welt ist zu schlecht. Wenn es einen Gott gäbe, er müßte sein Zorngericht über sie ergehen lassen und sie verderben." Gott aber verliert nicht die Geduld. Er hört nicht auf zu lieben und zu hoffen. Er hört nicht auf, gegen die Sünde zu kämpfen, und ist seines Sieges gewiß. Das heißt: er vergibt.

Der Starke vergibt! Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, daß das Gegenteil der Fall, daß Vergeben ein Beweis von Schwäche sei. Man glaubt, unmännlich zu handeln, der eigenen Ehre zu nahe zu treten, wenn man sich herbeilasse, zu vergeben. Sein Recht zu wahren, Vergeltung zu üben, eine erlittene Unbill mit Zinsen heimzuzahlen, das scheint die Sache des Starken zu sein. Ich erinnere mich eines temperamentvollen Artikels in einer vielgelesenen Zeitung, der im ausdrücklichen Widerspruch zu dem Jesusworte vom Backenstreich die Wiedervergeltung als den Erweis der vornehmen Gesinnung pries. Demgegenüber wage ich die Behauptung, daß, solange die Welt steht, noch niemals ein schwacher Mensch vergeben hat. Nachgegeben — gewiß, weil er nicht anders konnte. Auf Wiedervergeltung verzichtet — nun natürlich, weil er weder die Kraft noch den Mut dazu fand. Aber vergeben? Sicherlich nicht. Im Gegenteil: er merkt es sich. Im Inneren frißt und gärt es weiter. Es vergiftet ihm die Seele. Und er wartet auf die Gelegenheit, wo er es, vielleicht hinterrücks, heimzahlen kann.

Aber der Starke vergibt. Freilich, es gehört schon eine recht ansehnliche Stärke, eine recht große innere Vornehmheit dazu. Vielleicht das Gefühl der unanfechtbaren Macht. Vielleicht das Gefühl der unbedingt sicheren geistigen Überlegenheit. Vielleicht das Gefühl des unantastbaren Rechts. Jedenfalls das starke Bewußtsein des guten Gewissens. Es gehört eine Stärke dazu, die auch den äußeren Schein der Schwäche nicht scheut. Denn es ist ja selbstverständlich, daß die Nachgiebigkeit des Schwachen eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit der Vergebung besitzt. Sonst hätte die Verwechslung überhaupt nicht aufkommen können.

Der Starke vergibt. Ich brauche nur an die kleine bekannte Erzählung von Friedrich dem Großen zu erinnern. Der König kam in eine kleine Provinzstadt. Bald nach seinem Einzuge meldete ihm der Bürgermeister mit wichtiger Amtsmiene, es sei da ein Mann ergriffen, der habe beim Einzuge Gott gelästert, den König geschmäht und auch ihn, den Bürgermeister, beschimpft. Was mit ihm geschehen solle? Der König antwortete: „Daß er Gott gelästert hat, wird ihm der Allmächtige verzeihen. Daß er mich, den König, geschmäht hat, vergebe ich ihm auch. Aber daß er Ihn, den Bürgermeister, beschimpft hat, verdient allerdings Strafe. Man stecke ihn einen Tag in Arrest." Der gute Bürgermeister hätte gewiß gern sein Wort zurück gehabt. Er war klein genug, daß an ihn die Beschimpfung heranreichte. Der König sah darüber hinweg. Das ist vornehme königliche Gesinnung. Der Starke vergibt.

Gott vergibt. Das bedeutet: er glaubt an seine Allmacht. Er glaubt an seinen Sieg, an den Sieg des

Guten. Er spricht zu dem Unkraut auf seinem Acker: „Laßt es wachsen! Dem guten Samen gehört doch das Land. Er wird sich schon nicht dämpfen und ersticken lassen. Er wird seine Ernte bringen und meine Scheunen füllen." Er spricht zu allem Bösen und Verkehrten, das in der Welt sich breit macht: „Ich wehre dir nicht! Sieh zu, wie weit du kommst! Alle Mächte und Kräfte meiner Welt stehen dir zur Verfügung, dir ebensowohl wie dem Rechten und Guten. Was wärest du ohne mich! Was wärest du ohne meine Sonne, die auch dir leuchtet! Was wärest du ohne meinen Regen und Segen, von dem auch du deinen Teil dir nimmst! Ich fürchte dich nicht. Ich weiß, wie es um dich steht. Ich sehe den Tag kommen, wo du zergehst vor meiner Macht. Ich sehe den Tag kommen, wo auch du mir dienst."

Gott kämpft gegen die Sünde vor allem dadurch, daß er ihr das Gute entgegensetzt. Das Gute hat keinen leichten Stand. Es scheint oft nur mühsam sich hinzufristen. Es scheint oft schmählich am Boden zu liegen. Und Gott sieht ruhig zu. Warum sollte er nicht? Er selbst ist in dem Guten mit seiner ganzen Allmacht. Und er weiß, daß die scheinbaren Niederlagen des Guten seine größten Siege sind, daß aus dem Leiden der Guten das Heil der Welt erwächst.

Gott kämpft gegen die Sünde mit sehr verschiedenen Waffen. Unter Umständen mit sehr scharfen Waffen. Seine Strafgerichte sind oft von erschütternder Strenge. Ich denke dabei nicht an Sturm und Erdbeben. Was hätten die mit der Sünde zu tun? Nein, ich denke an die schlimmen Folgen, die unmittelbar aus der Sünde selbst erwachsen. Aber es ist wunderbar, wie die Welt

mit Heilmitteln dagegen gefüllt ist, mit einer geradezu erstaunlichen Menge von Gesundungs-, Erneuerungs-, Verjüngungskräften. Was bedeutet das religiös? Es bedeutet: Gott läßt es uns sehr deutlich fühlen und sehen, daß er nicht die Vernichtung, sondern das Leben will. Aber auch wo er seine Welt, wo er Gute und Böse wie mit Wohltat und Segen überschüttet, was ist es anders, als ein unaufhörlicher Kampf für alles Echte, Gesunde, Lebenskräftige, für alles Rechte und Wahre und Gute? Mit welchen Farben ließe sich das Bild dieses großen Kampfes malen, des Kampfes der Allmacht, die ihres Sieges gewiß ist, das Bild der Welt, wie wir es begreifen von dem Gedanken an die Allmacht der vergebenden Liebe aus!

An Gottes Vergebung glauben, heißt an den nie ermüdenden sieghaften Kampf Gottes gegen die Sünde glauben. Man hat mithin gar kein Recht zu dem Glauben an Vergebung, wenn man nicht in diesem Kampfe sich auf die Seite Gottes stellt. Wie wäre man berechtigt zu dem Glauben: „Mich trennt nichts mehr von dem Gott, der nur das Gute will!" wenn der Wille zum Guten nicht schon vom eigenen Inneren Besitz ergriffen hätte.

Aber wir müssen noch mehr sagen. Man kann überhaupt gar nicht wirklich an Vergebung glauben, wenn man nicht bereits sich innerlich für Gott und das Gute entschieden hat. Das ist eine psychologische Unmöglichkeit. Der verlorene Sohn konnte gar nicht an die Vergebung des Vaters glauben, solange er noch seine eigenen verkehrten Wege ging. Der Vater saß zu Haus und dachte in Liebe und Sehnsucht an den Verlorenen. Er hatte ihm längst alles verziehen. Der aber schlug

sich nach Möglichkeit jeden Gedanken an den Vater aus dem Sinn. Denn so oft er an den Vater dachte — er konnte einfach nicht anders, er mußte denken, daß der Vater ihm zürne. Es ist ihm schwer genug geworden, wieder Vertrauen zum Vater zu fassen. Er hat erst wirklich an des Vaters Vergebung glauben können, als er wieder beim Vater und sein gehorsamer Sohn war.

Das ist ja gerade die schlimme Folge, die eigentliche Strafe der Sünde, daß sie uns den Gedanken an Gott verdirbt, daß dieser Gedanke der Hilfe und des Heils, bei dem es, wenn er in uns auftaucht, uns allemal sein müßte, als sähen wir vor uns die Sonne aufgehen, uns verdunkelt und getrübt wird, daß er uns lastend sich auf die Seele legt, und wir schließlich nichts Besseres zu tun wissen, als ihn von uns abzuschütteln. Und das ist die Vergebung, daß der Gottesgedanke wieder — uns die Seele erfüllt.

Wir haben die Vergebung vom ersten Augenblicke unseres Daseins an. Denn dies Dasein verdanken wir allein der Gnade Gottes. Es quillt immer neu aus ihr hervor. So lange es währt, so lange währt auch sie. Und doch bitten wir immer wieder im täglichen Vaterunser: „Vergib uns unsere Schuld!“ Wir bitten um etwas, das wir längst haben und das uns unverlierbarer ist als die Luft, die wir atmen. Das Suchen nach Vergebung ist das Suchen nach Gott. Gott haben, heißt Vergebung haben. Je näher wir Gott kommen, desto mehr erkennen wir seine heilige Größe, desto mehr fühlen wir den Abstand, der uns von ihm trennt, desto mehr fühlen wir uns getrieben, um seine Vergebung zu bitten. Aber je näher wir Gott kommen, je

mehr sein Wille unser Denken und Leben bestimmt, desto sicherer wird es uns auch, daß Gottes Macht und Größe nichts als Liebe, ewige, unwandelbare, — vergebende Liebe ist. Es ist die Aufgabe unseres Lebens, immer sicherer glauben zu lernen an Gottes Vergebung. Eins folgt aus dem anderen, eins fördert das andere: das innere Wachsen und Reifen zu allem Guten und der Glaube an Gottes unverlierbare, bedingungslose Vergebung.

Wiederholt hat Jesus mit dem Glauben an die Vergebung Gottes als unablösliche Bedingung die Bereitwilligkeit zur eigenen Vergebung verknüpft. Vor allem im Vaterunser hat er der Bitte: „Vergib uns unsere Schuld!“, sofort das Versprechen hinzugefügt: „wie wir vergeben unsern Schuldigern“. Oder vielmehr, es ist gar kein Versprechen, es ist die schlichte Feststellung einer ganz selbstverständlichen Tatsache: „Wir tun es so.“ Wer um Vergebung bittet, dem muß es etwas ganz Natürliches sein, daß er selbst vergibt. Eins kann gar nicht ohne das andere sein.

Ist es wirklich so? Ist das „Vergeben und Vergessen“, ist das „Böses mit Gutem vergelten“ wirklich etwas so Alltägliches, Selbstverständliches? Ist es nicht vielmehr die seltene Blüte höchster Menschentugend? Und wenn es einmal geschieht, wie viele glauben gar nicht, daß es damit tatsächlich seine Richtigkeit hat? Wie viele wittern Heuchelei dahinter und suchen nach den schlechtesten Beweggründen? Ist das

Befremden, dem jedes schlichte und schöne menschliche Vergeben begegnet, nicht gerade die Tatsache, an der man sich die Größe des Glaubens an die Vergebung Gottes recht fühlbar machen kann?

Aber ich frage noch einmal: Was heißt, an Gottes Vergebung glauben? Das heißt vertrauen, daß vergebende Liebe die Welt regiert, daß sie das Fundament aller Dinge ist. Ohne sie würde die Welt nicht einen Augenblick bestehen. Das heißt glauben, daß vergebende Liebe die größte Großmacht ist, der nichts zu widerstehen vermag, die immer ihr Ziel erreicht. Sie ist das Rechte, das Gottgewollte, das zwingend Notwendige. Sie ist das einzig Vernünftige, das unbedingt Sichere und Wirksame. Sie ist die Hilfe in allen Wirren und Kämpfen. Sie ist der Adel, sie ist die Stärke, sie ist der Friede und das Glück des Menschenherzens. Sie ist die Hoffnung der Menschheit, die Zukunft der Welt.

Und natürlich, nicht der glaubt wirklich an Gottes Vergebung, der das alles „weiß", der das alles mit tausend schönen Worten preist, sondern dem das alles der Ausdruck seines schlichten Glaubens und Vertrauens ist, mit dem er in Welt und Leben hinausschaut. Nur der glaubt an Gottes Vergebung, der durch sein Handeln beweist, daß er einen Gott hat und ihm dient und auf ihn hofft, aber sicher nicht der, der durch die ganze Art seines Menschenverkehrs das Gegenteil beweist.

Aber nun bin ich trotz allem überzeugt, daß viel, sehr viel vergebende Liebe in der Welt ist. Die Menschheit lebt von ihr. „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem reiche den andern

auch dar." Von den wahrhaft Großen unseres Geschlechts sind wir es gewohnt, daß sie rücksichtslos nach diesem königlichen Worte handeln. Wessen Seele von einem Gedanken erfüllt ist, der seine volle Kraft in den Dienst der Menschen stellt, was fragt der nach den Backenstreichen und Nackenschlägen, die von links und rechts ihn treffen? Er geht seinen Weg und verfolgt sein Ziel und bietet immer wieder seinen Backen, seinen Rücken dar, und wundert sich nicht darüber, daß viele ihn nicht verstehen, und läßt sich nicht irre machen, wenn viele ihm mit Undank lohnen. Jeder wirkliche König, jeder Führer und Herr, jeder, der bei irgendeiner wichtigen Sache vorangeht, muß siebenzigmal siebenmal vergeben, und wenn er auch einmal aufbegehrt in mächtigem Zorn, er bleibt doch seiner Sache treu und vergilt immer wieder mit Wohltat und Aufopferung alles, was Unverstand und kleinliche Bosheit ihm antut.

Aber machen es die Eltern ihren Kindern gegenüber nicht ebenso? Ruht nicht in jedem Hause, wo irgend der rechte Geist ist, ja, wo es nur einigermaßen erträglich zugeht, das ganze Familienleben tatsächlich auf vergebender Liebe? Ruht nicht auf ihr alles menschliche Gemeinschaftsleben, aller gedeihliche Menschenverkehr, aller ordentliche Handel und Wandel? Was sollte aus dem allen werden, wenn man nicht immer wieder gegenseitig über seine Mängel und Schwächen hinwegsähe und trotz allem unermüdlich zu Vertrauen und Dienst bereit wäre? Wenn man nur recht klar darüber würde, welche Mächte tatsächlich die Welt beherrschen und die Welt erhalten! Wenn man die große Wirklichkeit der Dinge sich recht zum Bewußt-

sein brächte! Der Glaube an Gott ist da, und der Glaube an die Allmacht der bedingungslos vergebenden Liebe ist da. Er muß nur seiner selbst sich bewußt werden und damit zum eigentlichen Pulsgreifen seiner Kraft kommen.

Wir glauben an die Allmacht der vergebenden Liebe. Das bedeutet sicher nicht: „Wir haben ein Ruhepolster für unser Gewissen gefunden. Wir sehen die Welt durchwaltet von einer Lebensmacht, die in ihrer Liebe und Fürsorge niemals aufhört, und darum können wir selbst in Ruhe der Zukunft entgegensehen." Glaube ist niemals ein Ausruhen, ein bequemes Zusehen, was kommen wird. Glaube ist immer unruhiges, quellendes Leben. Glaube ist Hoffnung, die selber zugreift und selber schafft, worauf sie hofft. Wir glauben an Vergebung der Sünde, das heißt: wir glauben an die Welt und ihre Zukunft. Wir tragen in unserer Seele ein Bild dieser Zukunft und sind im Innersten gewiß, daß das kein Trugbild ist, nein, daß dies Bild beständig daran ist, sich in lebendige Wirklichkeit umzusetzen. Und nun setzen wir unsere Kraft und unsere Liebe dafür ein, wir arbeiten und kämpfen dafür.

Man muß nun einmal die Welt nehmen, wie sie ist. Man muß sie nehmen, — wie Gott sie nimmt. Wir vergeben der Knospe, daß sie noch keine Blüte ist, der Blüte, daß noch nicht die reife Frucht an ihrer Stelle steht. Wie sollten wir nicht der Welt vergeben, daß sie keine Insel der Seligen, kein fertiges Gottesreich ist. Wie sollten wir nicht den Menschen vergeben, daß sie keine Engel und Heiligen, sondern eben Menschen, irrende, fehlende, werdende Menschen sind. Vergeben und immer wieder vergeben, — das ist

das Gesetz des Lebens. Ohne das gibt es kein Leben in der Welt.

Wer in der Welt arbeitet, wer schaffend strebt, wer auf dem Punkte, wo er steht, in der Welt zu wirken, also die Welt zu bessern sucht, wer noch nicht dem bösen Geiste des lähmenden, müden Unglaubens verfallen ist, wer noch lebt und leben will und weiß, wozu er lebt, der steht auf dem sicheren Boden des Glaubens an die Vergebung der Sünde. Ob er es weiß und will, ist nicht die entscheidende Frage. Er tut es. Aber es wird etwas Großes sein für ihn und für die Welt, wenn ihm die Augen dafür aufgehen. Damit hat er erst wirklich Gott und die Welt und sich selber gefunden.

Leben, Arbeit, Kampf und schaffende Hoffnung sind unabtrennbar verbunden mit dem Glauben an die bedingungslos vergebende Liebe, als an das tiefste, göttliche Geheimnis der Welt. Wieder tritt vor unsere Seele das große Hoffnungsbild des Gottesreiches. Es ist nicht zunächst und vor allem das Reich des Glücks, vor dessen Kommen Not und Leid zurückweichen und Zufriedenheit und selige Freude in die Herzen der Menschen ihren Einzug halten. Nein, es ist das Reich der sittlichen Vollendung, wo die Sünde ihre Macht verloren hat, wo die Menschen herangereift sind nach dem Willen ihres Schöpfers, wo Gerechtigkeit und Wahrheit und Liebe herrschen.

Wann wird es kommen, das Himmelreich auf Erden,

die ganze Menschheit ein großer Bruderbund, eine einzige Familie von Gotteskindern? Wann wird sie kommen, die neue Welt, die Welt ohne Sünde, der Sieg des Guten? Von der Not sagten wir, sie wird niemals aufhören, sie wird immer bleiben. Gott selbst wird dafür sorgen, daß sie bleibt. Gott und Not gehören zusammen. Gott hat sie nötig, die Not, in seiner Welt. Wir können nicht glauben an eine Welt ohne Not. Aus der Not erwächst alles Große, Heilige und Hohe, um deswillen wir an die Welt glauben. Aber auch der Kampf gegen die Not muß bleiben, der rastlose, unaufhörliche Kampf, als ob es doch noch einmal gelingen werde, die Not aus der Welt zu schaffen und dem ungetrübten Glück die sichere Heimstatt auf Erden zu bereiten. Ist es mit der Sünde ebenso? Oder dürfen wir hoffen, müssen wir hoffen, daß sie noch einmal die Menschen freigibt und aus der Welt verschwindet? Wann kommt das Gottesreich, das rechte Menschenreich, wo allüberall auf Erden Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit Hand in Hand miteinander gehen, Klugheit und Kraft und strenge Gewissenhaftigkeit den ewigen Bund miteinander schließen? Sehr bald wird es nicht geschehen. Aber wird es in tausend, wird es in fünftausend Jahren sein? Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt. Aber wer hätte den Mut, auf etwas so Ungeheueres zu hoffen? Und wenn die Welt noch so lange steht, niemals kommt das Gottesreich. Niemals wird man sagen können: nun ist es da!

Also ein Phantom? Eine Fatamorgana? Jawohl, ein Spott der Toren, ein Achselzucken für die Neunmalklugen. Aber die Menschheit muß ein Ziel haben, das sie nie erreicht. Darf jemals die Zeit kommen,

wo sie ausruhen kann auf ihren Lorbeeren, wo sie kein Ziel mehr vor sich, über sich hat, das ihr Wünschen und Hoffen, ihr Trachten und Streben in Bewegung hält? Und das wären dann die Menschen, wie Gott sie haben will in seiner Welt? Nein, das nie erreichte Ziel muß das Gottesreich bleiben, das der Sehnsucht der Menschen vorschwebt und ihre Arbeit fordert. Das Ideal ist ewig fern und ewig nah. Der hat es gewonnen, der es in der hoffenden Seele trägt. Das Gottesreich ist das Reich der Vollkommenheit. Aber nicht der ist vollkommen, der sich für vollkommen hält. Der ist es am wenigsten. Nein, der ist es, der nach der Vollkommenheit trachtet. Das Gottesreich ist die letzte, fernste Hoffnung des Menschengeschlechts, die ewig ferne.

Wer diese Hoffnung gab verloren,
Wer böslich sie verloren gab,
Der wäre besser nie geboren,
Denn lebend ruht er schon im Grab.

Vergebung und Gottesreich! Das sind die beiden erlösenden Worte der Religion des Glaubens für die Welt der Sünde. Wir glauben an diese „arge, böse" Welt, weil wir sie auf das Wunder der Vergebung gegründet sehen. Die Winde wehen, und die Wolken ziehen, die Sonne leuchtet und der Regen fällt, und das ganze Getriebe der Welt spielt sich ab, als ob es keinen Gott und keine Gerechtigkeit gäbe und als ob der Gegensatz von gut und böse die allergleichgültigste Sache wäre. Für uns ist das alles Vergebung. Lüge und Unrecht treiben ihr Wesen auf Erden, und kein rächender Arm gebietet ihnen

Einhalt und wehrt ihrem Treiben. Für uns ist das alles Vergebung. Aber mitten in der Welt der Sünde baut das Reich des Guten, das Gottesreich, sich auf und erkämpft sich sein Recht und seinen Raum und geht von Sieg zu Sieg und schöpft auch aus scheinbaren Niederlagen die Kraft zu neuen Siegen. Gott aber glaubt an seine Allmacht, seinen Sieg und — vergibt.

Die Welt

Wie sehen wir die Welt an, wenn wir Gott in ihr gefunden, wenn wir das Vertrauen zu der Welt gewonnen haben, das seinen für alles Erkennen und Schaffen allein zureichenden Ausdruck im Gottesgedanken findet? Wir tauchen unter in dem Getriebe des Weltlebens, wir sehen aus ihm uns emporwachsen, wir fühlen uns abhängig von ihm, wir stehen in Ehrfurcht vor seiner Größe, wir schöpfen in Dankbarkeit alles, was den Inhalt unseres Lebens ausmacht, aus seiner Fülle, wir unterwerfen uns den Gesetzen, von denen wir es beherrscht sehen, wir lassen uns leiten von den Zielen, denen es zustrebt. Aber daraus ergibt sich dann auch sofort das Gefühl der Geborgenheit, der Stärke und des Stolzes. Wir fühlen uns eingegliedert in einen großen Zusammenhang. Und dieser ganze, allgewaltige Zusammenhang arbeitet für uns. Wir fühlen uns getragen von der Allmacht, die alles umfaßt, und diese Allmacht ist in uns selbst. Wir fühlen uns bezwungen von den ewigen Gedanken, die die Welt in ihre Zukunft führen. Und diese Gedanken adeln unser Leben und führen uns empor. Wir sind die Kinder Gottes, die nichts sind ohne ihn, denen aber alles gehört und alles dienen muß, weil alles ihres Vaters ist. Also dem All und der Allmacht gegenüber Ehrfurcht, Hingebung und Unterwerfung — was könnte es Selbstverständlicheres geben? Aber allem gegenüber, was in der Welt ist und geschieht, Mut, Zuversicht und Stolz. Das ist die Religion des Glaubens. Wir haben unser Christentum, damit

wir groß denken lernen von uns selbst, damit wir auf festen Füßen stehen und gerade und sicher unseren Weg gehen lernen, damit wir den Wert unseres Lebens begreifen und den Adel unserer Bestimmung fühlen.

Von jeher hat das religiöse Denken, das irgendwie den Mut zur Bejahung der Welt fand, die Welt als Schöpfung angesehen. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", so beginnt das erste Kapitel der Bibel seine großartige Schilderung von der Entstehung der Welt. Was besteht heute noch von dieser Schilderung zu Recht? Naturwissenschaftlich angesehen, nicht ein einziges Wort. Das Ganze ist ein wundervolles Bild, wie ein kluger, frommer Mann vor drittehalb tausend Jahren sich das Werden der Welt dachte. Nichts anderes. Der Geist Gottes ist seitdem nicht müßig gewesen. Er hat das Suchen der Menschen tiefer in die Erkenntnis der Wahrheit geführt. Es ist ein schlechter Dank, wenn wir das leugnen und dem Buchstaben des Bibelwortes Gewalt antun, um es in Einklang zu bringen mit dem heutigen Stande der Forschung. Für uns ist die „Schöpfungsgeschichte" des ersten Bibelblattes eine Kette von Irrtümern. Aber all diese Irrtümer waren selbstverständlich, ja sie waren notwendig. Ohne diese Irrtümer würden wir die Schöpfungsgeschichte überhaupt nicht besitzen. Für sie ist Himmel und Erde der Inbegriff der ganzen Welt. Über der Erdscheibe wölbt sich die Feste des Himmels. Sonne, Mond und Sterne kennt sie nur als

Lichter, ja nur als Leuchter, an die Gottes Wille das vorher geschaffene Licht gebannt hat. In sechs Tagen wird alles geschaffen, was da ist. Und es ist nicht erlaubt, diese Tage zu langen Zeiträumen auszudehnen. Denn allemal aus Abend und Morgen setzen sie sich zusammen, und am siebenten Tage setzt Gott nach vollendeter Schöpfung den Sabbat ein. Aber hätte Gott auf irgendeine rätselhafte Weise den Verfasser aufgeklärt über den tatsächlichen Befund der Dinge, über die Winzigkeit der Erde im Vergleich zum ungeheueren Weltall, über die doppelte Umdrehung der Erde um ihre Achse und die Sonne her, über die Grenzenlosigkeit der räumlichen Ausdehnung der Welt und der zeitlichen Entwicklung — was wäre ihm und seiner Sache damit gedient gewesen? Der Frevler, der es wagte, in solch unerhörtem Maße der heiligen Überlieferung und dem offenbaren Augenschein zu widersprechen, wäre möglichst rasch ein Opfer der Wahrheit geworden. Und sein Buch hätte man als eine Ausgeburt der Hölle den Flammen übergeben.

Aber alle Irrtümer der Schöpfungsgeschichte beeinträchtigen nicht im geringsten ihren religiösen Wert. Worin liegt dieser? Darin vor allem: Der Mensch ist das Ziel und die Krone der Schöpfung. Alles andere wird in geordneter Folge vor ihm geschaffen. Zuletzt erst tritt der Mensch ins Dasein, der Herrscher der Erde.

Wie ist die Schöpfungsgeschichte entstanden? Nicht aus dem Studium vergilbter Bücher und noch viel weniger aus naturwissenschaftlichen Forschungen. Nein, der prophetische Mann, der sie niederschrieb, sah hinaus in die Welt seiner Tage, und er sah den Menschen als

den Herrn auftreten, der alles sich dienstbar machte. Er pflügte den Acker und erntete seine Frucht. Er jagte die Tiere und zähmte sie. Er nahm ihre Wolle. Er ließ sie für sich arbeiten. Er trank ihre Milch. Er schlachtete sie und aß ihr Fleisch. Tief in die Erde grub er sich ein und holte aus ihrem verborgenen Schoße die Metalle und schmiedete sie im Feuer zu Waffe, Schmuck und Werkzeug. Ja, kühn aufs wogende Meer wagte er sich auf schwankendem Schiff. Zum Herrn seiner Erde hatte Gott den Menschen ausersehen. Nach seinem eigenen Bilde hatte der Himmelskönig ihn geschaffen. Aus diesem religiösen Gedanken hat sich dem Verfasser der Schöpfungsgeschichte sein Bild vom Hergang der Schöpfung geformt, aus diesem Gedanken vom Wert und der Größe des Menschen. Es ist die Stimmung des 8. Psalms: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name auf der ganzen Erde! Wenn ich deinen Himmel anschaue, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast — was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und das Menschenkind, daß du nach ihm schauest! Aber du ließest ihn nur wenig hinter Gott zurückstehen, und mit Ehre und Hoheit umgabst du ihn. Du machtest ihn zum Herrn über die Werke deiner Hände. Alles hast du unter seine Füße getan. Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name auf der ganzen Erde!"

Der Mensch das Ziel der Schöpfung. Will man darauf hinweisen, daß auch die Naturwissenschaft den Menschen an das Ende der Entwicklung stellt und also in diesem wichtigsten Punkte die Bibel mit der Naturwissenschaft übereinstimmt? Es ist uns förmlich eine

Genugtuung, diesen Schein zu zerstören. Der ersten großen Schöpfungsgeschichte folgt unmittelbar eine zweite, die einer älteren Quelle der fünf Bücher Mose entstammt, während jene der jüngsten Quelle angehört. In dieser zweiten Schöpfungsgeschichte geht es gerade umgekehrt zu. Zuerst wird der Mensch geschaffen auf der wüsten Erde. Dann wird für ihn der Garten Eden gepflanzt. Und dann erst werden die Tiere ins Dasein gerufen und ihm zugeführt, damit er das Herrenrecht der Benennung ausübe. Wo bleibt der Einklang mit der Naturwissenschaft? Aber was liegt daran? Es ist völlig gleichgültig, ob Bibel und Naturwissenschaft zusammenstimmen. Wir haben die Bibel sicher nicht, um Naturwissenschaft daraus zu lernen. Religiös angesehen, geht durch beide Schöpfungsgeschichten derselbe Gedanke. Er kommt nur beide Male zu verschiedenem Ausdruck: der Mensch ist der Schöpfung Krone, er ist — der Herr.

Was bedeutet für die Religion des Glaubens der Schöpfungsgedanke? Wenn wir das große Vertrauen zur Welt gewonnen haben, wir können die Welt nie anders denken als in Gott. Unser Glaube an die Welt gilt sicherlich nicht bloß der unmittelbaren Gegenwart. Er kann das nur, weil er auch jeder Vergangenheit sicher ist. Von Uranfang her sehen wir die Macht, der wir vertrauen, die Welt durchherrschen, wir sehen sie walten in allem Werden und Entstehen. Es kann nie einen Augenblick gegeben haben, wo wir sagen müßten: Erst von da ab vertrauen wir der Welt. Die Welt war niemals ein gottverlassenes Chaos, ein wildes Durcheinander sinnloser Kräfte. Es war in ihr immer der Wille zur Ordnung, der rastlos arbeitende

Wille zum großen vernunftvollen Ziel. Dessen sind wir gewiß, sobald wir der Welt vertrauen lernen. Und dies Ziel ist der Mensch. Wie könnte unser menschliches Vertrauen anders denken?

Gott schuf das Sonnensystem und dachte an den Menschen. Er wies der Erde ihre Bahn. Sie war noch ein glühender Feuerball. Gott webte und wirkte in der tosenden Glut und dachte an den Menschen, dem er hier eine Wohnstätte bereiten wollte. Wie lange hat es gedauert, bis auf dem heißen Boden der Erde das erste Leben möglich war. Gott weckte es. Und nun begann sozusagen erst recht seine Arbeit. Er formte und änderte ohne Unterlaß an dem Leben auf Erden. Immer neue Formen brachte er auf den Plan und verwarf sie wieder, wenn sie ihren Dienst getan hatten. Höher und höher hinauf stieg er auf der Stufenleiter seiner Geschöpfe und dachte an den Menschen. Er sehnte sich nach dem Augenblick, wo endlich die Zeit für seinen Menschen gekommen sei. Er ließ sich Zeit. Er übereilte sich nicht. Er tat nie den zweiten vor dem ersten Schritt. Aber er dachte an den Augenblick, wo er sprechen könne: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!"

Aber Gott macht sein Werk niemals mit einem Schlage fertig. Er hat auch die Kluft zwischen Mensch und Tier nicht gleich in voller Tiefe und Weite aufgerissen. Zwischen Mensch und Tier war kaum ein Unterschied. Aber von Anfang hat sein Ziel ihm vorgeschwebt, der Mensch, der seines Wesens sei. Als er sie schuf, die ersten Menschen, noch so roh, so unvollkommen, so voll tierischer Wildheit, er dachte an — Jesus. Er sah herab auf den gärenden Wirrwarr

der Zeiten, auf die Ströme von Blut, die Menschenhand vergoß, auf die Berge von Unheil, die Menschenhand auftürmte, und er dachte an Jesus. Er ließ die Menschen in harter Schule sich emporarbeiten von Stufe zu Stufe, er sandte ihnen sein Gericht und seine Hilfe, er sandte ihnen seine Zeugen und Propheten und dachte an Jesus. Er wurde nicht irre an seiner Welt, er verlor den Glauben nicht an seine Menschheit, er vertilgte sie nicht mit Feuer und Schwefel, er überließ sie nicht ihrem Schicksal, er dachte an Jesus, das heißt, er dachte an den Menschen, wie er werden sollte, an den Menschen der Höhe, dem er das Reich der Erde zu Füßen legen könne, ihm, dem Herrn. Das ist unser Schöpfungsglaube.

Dieser Glaube schließt nicht den naturgesetzlichen Verlauf der Dinge, nicht die zwingende Folge von Ursache und Wirkung aus. Aus dem Gestern erwuchs immer wieder mit unentrinnbarer Notwendigkeit das Heute. Und auf das Heute folgte mit vollkommener Sicherheit das Morgen. Alles wurde und kam, wie es kommen mußte. Unser Glaube aber sieht in dem ganzen ehernen Ablauf des Geschehens den zielbewußten Willen. Wie könnten wir anders vertrauen? Das Walten dieses Willens ist gar nicht anders denkbar als in der Unerbittlichkeit des Naturgesetzes.

Kein Wort kann dem religiösen Denken willkommener sein als das Wort Entwicklung. Das ist recht eigentlich von vornherein ein religiöses Wort. In dem Worte liegt ohne weiteres eine Wertbeurteilung. Es wird nicht einfach eine Reihenfolge festgestellt, bei der jedes folgende Glied dem Interesse nicht näher steht als das vorhergehende. Nein, man sieht eine Aufwärtsbewegung vor sich, ein Emporsteigen vom „Niederen" zum „Höheren", bei dem sich ganz von selbst der Gedanke an Wille und Absicht, an Zweck und Ziel aufdrängt. Und das Ziel dieses Werdens ist der Mensch und seine Zukunft, der Mensch, wie er in den Gedanken Gottes lebt, der Mensch, der einen langen, schweren Weg aus dunkler Tiefe heraus hinter sich, aber eben deshalb auch die Gewißheit eines langen, schweren, aufsteigenden Weges vor sich hat. Bis hinauf zu welcher Höhe, das weiß Gott allein. Es kann nichts Stolzeres, nichts Hoffnungsvolleres, nichts Verpflichtenderes geben. Das ist die Religion des Glaubens.

Wie aber unser Glaube in dem ganzen Weltall das Werk der Allmacht sieht, so auch natürlich in allem einzelnen, das aus dem unendlichen Leben der Welt hervorquillt. In allem Kleinen und Großen, auch in dem Alltäglichsten und Natürlichsten sehen wir das Werk und Wunder unseres Gottes — eine unendliche Bereicherung unseres Denkens und Lebens. Mitten in diesen Reichtum sind wir hineingestellt, selbst gerufen von Gottes Liebeswillen. Auch unser Leben ist eingegliedert in die Kette des Geschehens, auch unser Dasein ist hervorgewachsen aus dem unerschöpflichen Leben der Welt. „Herr, mein Gott, wie groß bist du, und wie klein und nichtig bin ich vor dir. Ich könnte eher den Ozean ausschöpfen mit meiner hohlen Hand als deine Unendlichkeit und ihre Fülle ermessen. Aber ich ahne doch etwas von deiner Größe, und dein Odem atmet in meiner Brust. Ich lege mein Angesicht vor

dir in den Staub, aber sogleich erhebe ich wieder stolz das Haupt: Dein Kind bin ich, du Allerhöchster."

Wieder geht beides nebeneinander her, beides bedingt einander: die Demut und der Stolz. Wir dürfen und sollen groß von uns denken. Das ist der Sinn und Segen unserer Religion. Freilich, wir sind nicht anders Gottes Kinder wie Sonne, Mond und Sterne, wie der Wind und das Wasser, wie die Pflanze und das Tier. Und doch, wir sind es in anderer, höherer Weise. Wir allein können etwas fühlen und fassen von dem Geheimnis der Welt, wir allein fragen nach Sinn und Wert des Daseins, wir allein suchen nach den Gesetzen des Lebens, nach dem Gedanken und Willen, der alles beherrscht, wir allein haben ein Verständnis für das „Gute" und beugen uns in Ehrfurcht und Vertrauen unter seine zwingende Macht, wir allein nennen den Urquell alles Seins und Werdens unseren Vater. Es ist das Höchste, das der mächtigste König von sich sagen kann: „Ich bin ein Kind meines Gottes." Aber genau dasselbe darf der ärmste Mensch von sich sagen.

Und es ist sicher gut, wenn er so stolz von sich denkt und spricht. Nichts ist nötiger, als den Stolz des Menschen zu stärken. Nichts ist deshalb nötiger, als die Quelle des höchsten Stolzes, die Religion des Glaubens zu pflegen. Es ist gut, wenn der Mensch an sich selbst heruntersieht und ihm der eigene Leib zum Wunder der Weisheit des Allmächtigen wird. Er wird dann seine Kraft und Gesundheit nicht durch leichtfertigen Mißbrauch vergiften und verderben. Es ist gut, wenn ihm seine Seele ein Hauch ist aus des Allmächtigen Munde, ein Ausfluß der ewigen Seele der

Welt. Er wird dann den Adel seiner Seele achten und das Wort verstehen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" Der Mensch mit dem Königssiegel auf der Stirn, der Mensch des Höchsten fähig und zum Höchsten berufen, der Mensch, der sich selbst ein Wunder, sich selbst ein Rätsel, sich selbst ein steter Vorwurf ist, der Mensch des großen Heimwehs nach dem Höheren und Besseren über ihm, — das ist die Religion des Glaubens.

Wenn wir in der Welt festen Fuß gefaßt, wenn wir Gott in der Welt gefunden haben, dann wird uns alles, was vom Reichtum der Welt uns zu eigen wird, zur Gottesgabe. Auch was wir durch eigene Arbeit uns erwerben. Daß wir Gesundheit und Kraft zur Arbeit haben — ja, was gehört dazu? Licht und Luft und Wasser und die Frucht der Erde, der Wechsel von Tag und Nacht, von Frühling, Sommer, Herbst und Winter, das ganze Sonnensystem, die ganze Welt mit allen ihren Kräften gehört dazu. Die Allmacht muß uns zur Arbeit fähig machen und erhalten. Sie allein vermag es. Und wenn wir Fleiß und Liebe zur Arbeit haben, was war dazu nötig? Die tausendjährige Erziehung der Weltgeschichte ist dazu nötig gewesen. Es ist der Weltgeschichte nicht leicht geworden, aus dem Volke der Bärenhäuter diesen wimmelnden Ameisenhaufen voll ruheloser Arbeit zu machen. Haben wir im Getriebe der Weltgeschichte Sinn und Entwicklung, haben wir die Hand Gottes darin erkannt, dann

danken wir es ihm, daß uns die Arbeit zum Bedürfnis unseres Lebens geworden ist. Und was von den Gütern der Erde, die Gottes Allmacht schafft, unsere eigene Arbeit sich hinnimmt — es ist dann also keine Torheit, nein, wir haben das gute Recht, darin ein Geschenk zu sehen, mit dem die ewige Güte uns, gerade uns begnadet hat.

Wir haben das Recht, nicht: Wir müssen. Das wäre seltsam geredet. So seltsam, als wenn wir sagen wollten: Wir müssen uns des Lichtes der Sonne freuen. Nein, wir haben das Recht zu diesem großen Gedanken. Wir haben das Recht, den Lohn unseres Fleißes so hoch einzuschätzen. Welch einen Gewinn haben wir davon! Beim einfachsten Mittagsmahl sehen wir uns an der Königstafel unseres Gottes sitzen. Der bescheidenste Besitz steigt unmeßbar im Preise, wie alles für uns unschätzbar wird, das wir von hoher oder lieber Hand empfangen. In dem Geringsten, das wir haben, steckt für uns der Edelstein der Gottesliebe.

Und wieder sage ich, es ist dringend zu wünschen, daß wir von unserem Erwerb, von unserem Eigentum so groß denken lernen. Wir werden dann auch wissen, wie wir damit umzugehen haben, und werden dafür sorgen, daß nichts sich einmengt in unseren Besitz, was wir nicht mit gutem Gewissen auf diese Höhe des Gedankens rücken können. Wir werden es fühlen, daß alles, was wir haben, nicht unserer Willkür überlassen ist, sondern daß wir dem Ewigen dafür verantwortlich sind, aus dessen Händen wir es nehmen.

Wozu wird unsere Arbeit, die Quelle unseres Erwerbs und Eigentums, wenn wir das große Vertrauen zur Welt gewonnen und Gott in ihr gefunden haben? Zum Gottesdienst wird sie uns. Mit unserer schlichten Arbeit sehen wir uns im Dienste des Allmächtigen stehen. Auch unser Platz, so klein und gering er vielleicht ist, durfte nicht unbesetzt bleiben. Auch er erforderte eine volle Menschenkraft. Gott hat ihn uns angewiesen. So dürfen wir denken und sagen. Freilich, wir selbst haben ihn uns erwählt. Oder die Verhältnisse haben es so mit sich gebracht, daß uns gerade dieser Platz und diese Arbeit zufiel. Aber daß wir in diesen Verhältnissen aufwuchsen, war sicher nicht unser eigen Werk. Es war der Wille der Allmacht, aus der unser Leben quillt. Und auch unsere eigene Wahl war hoffentlich keine Torheit. Gerade für diese Arbeit glaubten wir uns geschaffen. Wir glaubten dafür die rechte Veranlagung, die nötige Begabung mitzubringen. Deshalb nennen wir sie unseren Beruf. Beruf, Anlage, Begabung — sie gehören zu den frommen Worten unserer Sprache, denen man für gewöhnlich ihre religiöse Art nicht anmerkt. In ihnen spricht sich der dankbare Glaube aus, daß Gott selbst uns unsere Lebensarbeit zuwies und uns dazu fähig machte. Ein sehr berechtigter Glaube, sobald wir überhaupt diese Welt als eine Welt der Ordnung und des Gesetzes ansehen gelernt haben, das heißt als eine Welt, in der Gott lebt. Und ein stolzer Glaube. So gut, wie nur jemals ein König sich rühmen konnte, daß er von Gottes Gnaden Krone und Szepter trage, so gut und in genau dem

gleichen Sinne kann der schlichteste Mensch sich sagen, daß er von Gottes Gnaden auf seinem Platze steht.

Aber mehr noch! Alles gute Menschenwerk ist Gotteswerk. Auch das ist immer die Empfindung, der Gedanke des Glaubens. Alles Gute wird wie ein frommes Opfer an Gottes Altar niedergelegt. Warum? Kommt dabei nicht der Mensch zu kurz? Wenn ihm etwas Ordentliches gelungen ist, soll er nicht auch die Ehre davon haben? Soll man nicht sagen: „Das hat er getan! Soviel vermag Menschengeist und Menschenkraft!"

Wenn wir von einem tüchtigen Menschenwerke sagen: „Das hat Gott getan!" — das ist doch wohl das Größte, das wir davon sagen können. Was kann man sonst zu seinem Lobe sagen? Man kann sagen: „Es ist gut. Es verdient seinen Lohn. Einen schönen Ruhm hat es sich erworben. Den Namen seines Meisters hat es in dankbare Menschenherzen eingeschrieben. Ein Quell des Segens wird es für viele sein. Viele werden sich daran ein Beispiel nehmen. Nachwirken wird es auf lange hinaus. Einen wesentlichen Fortschritt wird es anbahnen. Ein Markstein wird es sein in der Geschichte der Menschheit. Wieder einmal hat es sich gezeigt, welcher Wunder die Menschenhand und der Menschengeist fähig ist." Gewiß, so kann man sagen und kann je nach der Größe des Werkes die Worte steigern. Aber von dem allen wird nicht das Geringste abgebrochen, im Gegenteil, das alles kommt erst zu seiner rechten Geltung, wenn wir sagen: Gott hat es getan! Denn was sagen wir damit? Wir sagen: „Der Mensch war das Werkzeug in Gottes Hand. Gott lieh ihm

seine Allmacht. Gott beseelte ihn mit seinem Geist." Was kann man Größeres sagen? Wer seine Arbeit dem Gebot der Pflicht und des Gewissens unterstellt, wer in seiner Arbeit seinen Gesichtskreis über den engen Rahmen seiner nächsten persönlichen Interessen hinaus erweitert, wer sich mit seiner Arbeit hineinstellt in das Leben seines Volkes und der Menschheit — und damit gibt er seiner Arbeit doch erst die Ehre, die ihr gebührt, damit tut er erst seine Arbeit, wie sie getan werden muß — der macht eben damit seine Arbeit zur praktischen Ausübung seiner Religion, der Religion des Glaubens, und der darf in seiner Arbeit, und wenn sie an sich noch so geringfügig ist, ein Stück der Arbeit des Allmächtigen sehen.

Es ist immer eine doppelte Möglichkeit. Sind uns irgendwie die Augen aufgegangen, haben wir irgendwie in der Welt das Walten Gottes erkannt, dann rückt uns alles in der Welt ins rechte Licht, dann gewinnt alles seinen eigentlichen Wert, dann bekommt alles seinen ganzen, verpflichtenden Ernst, dann wird alles uns zur Quelle reinsten Glückes. Aber auch umgekehrt: Wenn wir irgend etwas in der Welt als das erkennen, was es wirklich ist, wenn wir es nicht mehr bloß oberflächlich erfassen, sondern ihm sozusagen aufs Blut kommen, wenn wir es nicht mehr bloß vereinzelt sehen, sondern in dem großen Zusammenhang, in den es hineingehört, wenn wir in vollem Maß begreifen, was es von uns fordert, und es uns die Seele zugleich mit

Freude und mit Ehrfurcht füllt, dann stimmt es uns eben damit religiös. Es wird uns zu einem Gegenstand der sichtbaren, nicht bloß, nein, auch der unsichtbaren Welt. Es gewinnt heiligen Wert und wird zu einer Gabe, einer Kundgebung des Allmächtigen. Und wir wissen dabei, es hat sich jetzt nicht ein täuschender Schimmer darauf gelegt, unsere Augen müssen erst wieder nüchtern werden, um recht zu sehen. Nein, jetzt sehen wir erst die ganze Wahrheit. Vorher waren unsere Augen geblendet. Wir sahen nur die dürftige Außenseite. Jetzt erst sehen wir klar und gut.

Sieh deinen Leib dir an! Sieh den wunderbaren Bau seiner Glieder. Lerne den Sinn deines Lebens verstehen, wozu du da bist in der Welt. Und Leib und Seele werden dir zu einem Wunder Gottes. Es ist möglich, daß du den rechten Ausdruck, das Wort Gott nicht dafür findest. Aber was dir das Herz dabei erfüllt und bewegt, das ist Religion, die Religion des Glaubens.

Sieh dir an alles, was du hast, alles, was deiner Hände Fleiß dir erwirbt — wenn es wirklich dein eigen wird, wenn du weißt, was du daran hast, wenn es dir recht zum Bewußtsein kommt, was dazu gehört hat, daß es dir zuteil wurde, da wird es dir zu etwas Heiligem und Großem. Wieder kann es sein, daß das rechte Wort dir dabei nicht in die Gedanken kommt. Es ist schade darum. Das könnte eine Steigerung, eine Vertiefung, eine Bereicherung zu bedeuten haben. Aber was dir durch die Seele geht, ist jedenfalls Religion. Es ist die Stimmung des Glaubens und Vertrauens.

Mache dir die Ehre deiner Arbeit klar. Werde

dir ihrer Unentbehrlichkeit bewußt. Stelle dich mit deiner Arbeit in den Wettkampf des gegenseitigen Helfens und Dienens, von dem die Welt lebt. Tu sie, wie du mußt. Suche sie immer tadelloser, immer besser zu machen. Das heißt dann schon, sie wie ein frommes Werk ausrichten, und es handelt sich nur noch darum, ob es dir gelingt, das auf den zutreffenden Ausdruck zu bringen. Aber auch wenn es dir nicht gelingt, sie ist dann doch ein Gottesdienst und du selbst bist ein Werkzeug in Gottes Hand. Er schafft durch dich, was nötig ist für seine eigenen großen Ziele und Zwecke. Eine Arbeit, die nicht so gewertet werden kann, hat noch nicht völlig die rechte Art. Sie ist noch nicht auf der Höhe ihrer Möglichkeit. Sie kann gewissenhafter, befriedigender, förderlicher ausgerichtet werden. Sie muß noch zulernen. Sehr wesentlich zulernen. Beste Arbeit ist in und durch sich selbst fromme Arbeit.

Unser einfaches Tagewerk ein Gottesdienst. Im großen Welthaushalt unseres Gottes haben wir unsere gewiesene Stelle. Unentbehrlich ist unsere Arbeit, wenn das ganze Getriebe in gedeihlichem Fortgange erhalten werden soll. Wir dienen der Menschheit, dienen dem Weltenlenker in seinen ewigen Zwecken. Wir sind ein Werkzeug seines Willens. Was wir tun, ist von ihm getan. Das ist die Religion des Glaubens. Es gibt keinen anderen Gedanken, der die Ehre der Arbeit, auch der schlichtesten, auf solch eine Höhe hebt.

Wenn das Christentum für die Welt nichts getan hätte, als daß es der Arbeit diese Ehre gab, so hätte es damit schon vollauf genug getan. Aber natürlich, wie die Dinge heute stehen, fehlt noch sehr viel, daß

die Wertung der Persönlichkeit und die Wertung der Arbeit, schon so, wie es den Grundsätzen des Evangeliums entspricht, wirklich durchgesetzt wäre. Nichts ist langsamer als der Gedanke. Auch der einfachste Gedanke, dessen Wahrheit für jeden, der sehen will, auf der flachen Hand zu liegen scheint, erringt sich nur unendlich mühsam seine Geltung. Geschweige denn ein Glaubensgedanke, dem soviel eigennützige menschliche Interessen widersprechen. Viel ist erreicht, wenn wir Gegenwart und Vergangenheit vergleichen. Aber wieviel mehr noch fordert die Zukunft! Es wird noch vieles anders werden müssen, wenn die Arbeit, auch die einfachste Arbeit ihre Ehre finden soll, so wie der große Gedanke es fordert: jede Arbeit ist ein Gottesdienst, jede rechtliche menschliche Arbeit ist ein Gotteswerk.

Das Haus, das wir uns gebaut haben auf dem sicheren Boden der Erde, die Familie, die wir uns gegründet haben — wenn uns die Welt zur Welt Gottes geworden ist, so wissen wir: Gott hat uns unser Haus gebaut. „Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen." Nicht bloß: Gott muß mithelfen. Nicht bloß: Gott muß seinen Segen dazu geben. Nein, vom ersten Spatenstich bis zum letzten Handschlag muß alles Gottes Werk sein. Und doch wird selbstverständlich jeder Stein von Menschenhand gefügt. Aber diese Menschenhand muß beseelt sein vom Geiste der Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue. Die Arbeit der Bauleute muß klug und gut

ineinander greifen. Der Wille zur Ordnung, der Wille zum guten Werk muß in ihnen sein. Das heißt Gottes Geist muß in ihnen sein und durch sie alles tun. Alles Menschenwerk hat erst seine rechte Art, wenn es diesen stolzen Gedanken möglich macht.

Wir bauen uns selbst das Haus, aber Gott baut es durch uns. Mann und Frau haben selbst einander gefunden und selbst sich die Hand gereicht, um es miteinander für das Leben zu wagen. Aber nicht bloß, daß die Lebenswege der einander vielleicht völlig Fremden sich trafen, nein, vor allem, daß die Herzen miteinander eins geworden sind, und daß sie nun in gegenseitigem Verstehen und Vertrauen das Leben miteinander teilen, das gibt ihnen das Recht zu dem großen Gedanken: Gott selbst hat es so gewollt und so gefügt. Je ehrlicher sie es miteinander meinen, je mehr ihre Ehe zu einer wahren Ehe wird, desto näher wird ihnen der Gedanke liegen und desto tiefer werden sie das Recht und die Wahrheit des Gedankens fühlen: Gott hat uns füreinander geschaffen und bestimmt. Und dieser Gedanke wird, wenn er nicht eine leere Redensart, sondern ernste Gewißheit, wirkliches Erlebnis ist, ein unschätzbarer Gewinn für sie sein. Er wird den Frieden und das Glück ihres Hauses sichern und vertiefen, wie nichts anderes dazu imstande wäre.

„Gott hat die Ehe eingesetzt", so lernen unsere Kinder in der Schule. Es ist zweifellos ein Gedanke unseres Glaubens. Worauf gründet er sich? Nicht bloß auf einen Schriftbuchstaben, nein, auf die einfache Tatsache, daß es zweierlei Geschlechter gibt. Freilich, sie allein genügt nicht. Für sich allein genommen, würde sie den uneingeschränkten Geschlechtsverkehr ge-

statten. Aber in langer geschichtlicher Entwicklung ist die Ehe als die notwendige Grundlage alles höheren menschlichen Gemeinschaftslebens herausgearbeitet worden. Als die notwendige, in der Natur der Dinge, in der Gesamtveranlagung der beiden Geschlechter begründete Grundlage. In allem unbedingt Notwendigen, in allem natürlich Begründeten aber erkennt das Auge des Glaubens den Gotteswillen. Und zwar ist sichtlich die Einehe von Gott gewollt. Denn die beiden Teile der Menschheit sind wesentlich einander gleich. Offenbar ist für jeden Mann nur eine Frau vorhanden. Da spricht die Natur so klar und sicher, daß gar kein Zweifel möglich ist. Unser Glaube ist das Ja zu den Ordnungen der Natur, das starke Vertrauen zur Einrichtung der Welt. Darum fordert unser Glaube die Einehe.

Er fordert sie für jeden gesunden Menschen. Er macht sie ihm zur ernsten Pflicht. Freilich gibt es zweifellos der unabweislich nötigenden Gründe nicht wenige, die dem einzelnen es äußerlich oder innerlich unmöglich machen, eine Ehe einzugehen. Der Regel nach aber ist es die einfache sichere Pflicht jedes gesunden Menschen, in die Ehe zu treten. Es kann sich durchaus nicht darum handeln, wobei man sich besser steht und wie man bequemer durchs Leben kommt. Das ist eine Frage, die überhaupt nicht in Betracht kommt. Es ist eine Frage, die eine recht niedrige Lebensauffassung verrät. Die Frage kann nur lauten, was man zu tun hat, um seines Lebens Aufgabe zu erfüllen. Es ist schlichte, unabweisliche Pflicht, den eigenen Hausstand sich zu schaffen. Und es ist unrecht, es zu unterlassen. Jeder einzelne ist mitverantwortlich für die Zukunft seines Volkes. Das kann nicht ernst genug gesagt werden.

Gott hat unser Haus uns gebaut. So sieht es das Auge des Glaubens, dies glückliche Auge, das alles in goldenem Lichte sieht und dabei gewiß ist, daß es nicht selbst die Dinge trügerisch vergoldet, nein, daß es sie erst sieht, wie sie tatsächlich sind, daß es allein sie in voller Wirklichkeit und Wahrheit sieht. Gott hat Mann und Frau zueinandergeführt und ihren Bund gesegnet. Nun gilt ihnen das bedeutungsvolle Wort: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Wie kann etwas zwischen zwei Menschen treten, die voneinander wissen, daß die Allmacht selbst sie aus der Menge der Menschen heraus füreinander ausgesucht hat, damit ihr Leben ineinander überfließe und eins werde? Das ist der Gedanke, der wirklich das Wunder vollbringt, zwei völlig verschiedene, ja geradezu gegensätzlich verschiedene Naturen miteinander eins zu machen. Es gibt kaum einen größeren Gegensatz im ganzen Gebiete der Schöpfung — und nun schließen sie sich dennoch zusammen zu voller, schöner Harmonie.

Gott gibt uns unsere Kinder. So müssen wir sie ansehen. Dann erst denken wir groß genug von ihnen. In Ehrfurcht müssen wir blicken auf das kleine Wesen auf unserem Arm. Es kommt aus der Hand der Allmacht. Wir selbst sind sicher nicht die Schöpfer seines Lebens. Nicht das kleinste seiner Glieder hätten wir selbst zu formen vermocht. Wir geben dem Kinde erst sein volles Recht, wenn es uns zu einem Wunder Gottes wird. Dann hat unsere Liebe erst ihre volle Weihe. Dann fühlen wir erst den vollen Ernst unserer Verantwortung.

Unsere Eltern sind für uns die Stellvertreter Got-

tes. So sollen die Kinder Vater und Mutter ansehen. Das ist der Gedanke des Glaubens. Dann erst denken sie groß genug von ihnen. Alles, was wir an Gnade und Wohltat von Gott empfangen, was wir schöpfen aus seiner reichen Welt, von dem großen Geschenk des Lebens an bis hin zu dem Geringsten, was zu des Lebens Notdurft gehört, und wieder bis hinauf zu der Aussaat alles Guten in Geist und Seele, das alles wird den Kindern zuteil durch der Eltern Hand. An den Eltern sollen es die Kinder lernen, wie sie Gott gegenüber sich halten sollen. Dann erst hat ihr Gehorsam und ihre Dankbarkeit die rechte Art.

Und nun gilt wieder das Doppelte. Ein frommes Haus, wo der Gedanke an Gott, wo der Glaube an Welt und Schicksal und Leben sein Heimatsrecht hat, da üben alle diese Glaubensgedanken ihre Wirkung und geben dem Verhältnis aller Hausgenossen seine schöne wohltuende Art und machen das Haus zu einer Heimstätte sicheren freundlichen Glücks, zu einer Pflanz- und Pflegestätte reichen, tüchtigen Lebens. Aber auch umgekehrt, wo in einem Hause das Leben, wie es auch dazu gekommen sein möge, das rechte Geleis gefunden hat, wo Mann und Frau in rechter Liebe miteinander verbunden sind, wo die Gemeinschaft zwischen Eltern und Kindern auf den rechten Ton gestimmt ist, das ist ein frommes Haus. Und es wäre nur den Leuten zu gönnen, daß sie den rechten Ausdruck fänden für das, was ihres Hauses Friede und Segen ist. Sie haben das volle Recht zu den großen Gedanken des Glaubens, und diese Gedanken würden ihnen erst den Reichtum ihres Hauses zum vollen Bewußtsein bringen.

In der Familie und für die Familie leben; wenn irgendwo in der Welt, dann jedenfalls im eigenen Hause Gott suchen und finden; das eigene Heim, das wir selbst uns bauten, mit all seinem Glück und Frieden als von Gott uns bereitet ansehen, aber nur mit desto größerer Liebe selbst daran arbeiten; im eigenen Hause uns den sicheren Rückhalt schaffen für den Kampf ums Dasein, den festen Punkt, von dem aus wir die Schwierigkeiten unseres Lebens meistern; unser Haus uns bauen nicht wie auf einer einsamen Insel, nicht wie eine weltfremde Klause, nein, mitten in der Welt und ihrem Leben, ein Haus mit hellen Fenstern und offener Tür — Sonne, Licht und Wärme und jeder frische Wind von außen haben freien Zutritt, aber es geht auch fühlbare Wirkung nach außen von ihm aus; innen eine kleine, reiche Welt, ein Bild der Welt, wie wir die große da draußen gern haben möchten, ein Gottesreich im Kleinen, wo der Wille Gottes regiert und die guten Geister Gottes ein und aus gehen — das ist die Religion des Glaubens.

Was ist unser Volk und Vaterland, was ist unsere staatliche Ordnung, unser Deutsches Reich für die Religion des Glaubens? Unser Vaterland! Das ist doch nicht bloß der geographische Begriff Deutschland, nicht bloß das Land, wie es da in der Mitte Europas liegt, mit seinen Feldern und Wäldern, seinen Bergen und Flüssen, seinen Städten und Dörfern. In der Hauptsache gehört es durchaus in das Gebiet des Unsichtbaren. Es ist das Land mit seiner tausend-

jährigen Geschichte, mit dem unendlichen Schatz seiner Erinnerungen. Es ist das heilige Erbe der Väter mit all den Hoffnungen und Verpflichtungen, die für die Zukunft sich damit verknüpfen. Es ist der deutsche Gedanke mit allem, was er in der Welt zu tun hat. Es ist alles, was uns lieb und teuer, alles, was uns hoch und heilig ist, wie es auf deutschem Boden wächst und das Gepräge deutschen Wesens an sich trägt. Das Vaterland ist seiner ganzen Art nach Gegenstand unseres Glaubens. Wenn wir das vorher noch nicht gewußt haben, dann ist es uns im Kriege zum Bewußtsein gekommen.

Unser Land ist kein üppiges Land. Schlicht und anspruchslos, ja vielfach ernst und rauh ist seine Natur. Weite Flächen und dämmerige Wälder, zornige Meere, wolkiger Himmel, herbe Luft. Keine bequemen Ernten liefert unser Boden. Keine goldenen Schätze birgt unsere Erde in ihrem Schoß. Aber viel Kohle, viel Eisen und Salze. Viel Aufforderung zu tüchtiger Arbeit. In der Mitte unseres lebendurchwogten Erdteils liegt es. Offen seine Grenzen nach Ost und West. Keine weiten Küsten mit freiem Ausgang zum Ozean. Mit den Augen des Glaubens angesehen, bedeutet das: Hier hat Gott sich ein Volk schaffen wollen von ernster Art, von starker Kraft, von trotzigem Sinn, von reichem Gemüt, ein Volk der Arbeit, das nicht müde wird im Daseinskampfe, das auf der Wacht stehen und seine Kraft gebrauchen muß. Das heißt nicht zurückgesetzt sein vom Schicksal, vom Lenker der Welt. Nein, das ist ein Vorzug, eine Auszeichnung. So sieht es unser Glaube.

Welch eine Geschichte hat unser Land und Volk

hinter sich. Zu den stolzesten Höhen hat sie es hinaufgeführt und zur tiefsten Erniedrigung es hinabgestoßen. In unzähligen Schlachten hat unser deutscher Boden unserer Väter Blut getrunken. Er hat die Trümmer unzähliger Dörfer und Städte in sich aufgenommen. Die Tränen des Schmerzes und der Schmach sind auf ihn herniedergefallen, und er hat widergehallt von dem Jubel des Sieges und der Befreiung. Eine unendliche Menge widerstreitender Kräfte haben mitgewirkt an dem Gewebe dieser Volksgeschichte. Es kam alles, wie es kommen mußte. In zwingender Folge lösten die Zeiten einander ab. Unser Glaube sieht über dem allen die Hand der Allmacht walten. Denn er sieht in dem allen Sinn und Zweck, Schule und Erziehung.

Immer wieder das Doppelte: Je mehr wir Vertrauen gewinnen zu der Welt und allem, was in ihr ist, je fester wir Fuß fassen in der Welt und uns einleben in den flutenden Zusammenhang ihres Lebens, mit anderem Wort, je gewisser wir Gott finden in der Welt, desto sicherer wird uns auch die fromme Stimmung kommen gegenüber unserem Volk und seiner Geschichte. Wir werden auch in ihm das Walten der Allmacht erkennen und werden die Wege des Ewigen sehen in den Wegen, die unser Volk mühsam durch die Stürme der Zeiten sich hat bahnen müssen. Aber auch umgekehrt: Je mehr wir einsehen, wieviel wir unserem Volke verdanken, je mehr wir begreifen, daß unser Leben aus seinem Leben quillt und wie die Welle im Strom von diesem mächtigen Leben genährt und getragen wird, je williger wir uns in den Dienst unseres Volkes stellen und vertraut werden mit den Kräften, die in ihm sich auswirken, mit den Zielen,

denen es entgegenstrebt, desto mehr wird die Liebe zu unserem Volke sich vertiefen, bis sie etwas von der religiösen Weihe und Wucht in sich hat, mit der sie noch immer die großen Führer unseres Volkes beseelte.

Auch das staatliche Leben unseres Volkes — was ist es? Es ist, aus rohesten Anfängen erwachsen, die Schöpfung der Jahrtausende. Was alles hat daran mitgearbeitet? Recht und Unrecht, Klugheit und Unverstand, hellsehende Voraussicht und vorsichtige Anpassung, schwankende Bedenklichkeit und wagender Mut, selbstlose Fürsorge für die Bedürfnisse des Volkes und rücksichtsloser Eigennutz. Morsches, Überlebtes, Verknöchertes und Versteinertes dicht neben den zukunftsfrohen Ansätzen frischen, triebkräftigen Lebens. Es sieht oft sehr wenig danach aus, als ob hier höhere Mächte walteten. Man sieht nichts als den häßlichen Hader der Parteien. Man hört nichts als das Markten und Feilschen der Interessengegensätze. Aber in dem allen wirken doch die Gesetze der Entwicklung alles Lebendigen sich aus, wie sie, tief im Wesen des Volkes begründet, von allen Seiten her Nahrung und Förderung suchen und gegen alle Widerstände kämpfend sich behaupten. Wir haben trotz allem die Zuversicht, daß es auch durch alle Verirrung hindurch aufwärts geht, daß wieder und wieder die rechten Normen des Gemeinschaftslebens, so wie sie nach der Eigenart unseres Volkes sich ausgestalten müssen, gefunden werden. Und darum sieht unser Glaube auch in dem Aufbau der staatlichen Ordnung die Hand des Allmächtigen am Werk, wie sie unbekümmert um alle menschliche Schwachheit und Verkehrtheit ihre Ziele verfolgt und Menschenwerk und -wesen sich dienstbar macht für ihre

Zwecke. Staatsgesetz und Reichgottesgesetz sind sehr verschiedene Dinge. Das Reich Gottes kennt keine Bindung an den Buchstaben, keinen harten Zwang. Aber der Glaube sieht in dem notwendigen heilsamen Zwange die unentbehrliche Vorstufe, und er sieht die deutlich fortschreitende, in der Arbeit der Jahrzehnte, der Jahrhunderte bewußt und unbewußt sich anbahnende Annäherung an die Ideale des Gottesreichs.

Recht uns hineinleben in das Leben unseres Volkes, teilnehmen an seinen Sorgen und Nöten, seinen Arbeiten und Aufgaben, seinen Freuden, seinen Hoffnungen; ein offenes Auge haben für die Mißstände in seiner Mitte, aber ein noch viel offeneres für die gesunden, tüchtigen Kräfte, die so mächtig sich in ihm regen; groß denken von unserem Volke, so groß, daß wir das Geschick der Menschheit gebunden sehen an unseres Volkes lebenskräftiges Gedeihen; auch das fremde Gute willig anerkennen und dankbar von ihm lernen, aber dabei mit ganzem Herzen am Eigensten des eigenen Volkes hangen; ein Werkzeug der Allmacht in unserem Volke sehen und mit dafür sorgen, daß es in Wahrheit so sich zeigt trotz aller Schwächen und Fehler, die ihm anhaften; mit daran helfen, unseres Volkes Zukunft zu schaffen, immer das Nächste, das Nötige, das Mögliche erstrebend, aber immer auch den Blick gerichtet auf das letzte, ferne, unabsehbare Ziel; das alles jetzt erst recht bei dem Zusammenbruche unseres Volkes, jetzt erst recht in selbstverständlicher Treue, in zorniger Liebe, in trotzigem Stolze an ihm festhalten, mittragen, was zu tragen ist, und wie ein nie erkaltender Feuerherd immer neuer Hoffnung sein —, das ist die Religion des Glaubens.

Groß denken von der Welt und allem, was in der Welt ist! Freilich von der Welt des Augenblicks und Augenscheins kann es immer wieder heißen: „Habt nicht lieb die Welt! Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!" Wir müssen etwas kennen, das uns hoch hinaushebt über alles sichtbare Gut und Glück der Welt, auch über das Beste und Reinste und Schönste, über alles, was uns lieb, von ganzer Seele lieb und teuer ist und sein muß, geschweige denn über Leib und Leben, Gesundheit und Wohlergehen. Etwas Heiliges und Hohes müssen wir haben, das uns nicht feil ist für alle Schätze der Welt, ob wir es vielleicht auch nur tragen still in der verschwiegenen Brust, dahin keines Menschen Auge, keines Menschen teilnehmendes Verständnis reicht. Es ist möglich, daß wir damit allein stehen der ganzen Welt gegenüber. Gut, so muß uns denn das Heiligtum unserer Seele, wie wir es auch nennen mögen, unsere Überzeugung, unser Gewissen, unsere Pflicht, unser Glaube, unser Gott, mehr gelten als die ganze Welt. Aber auch das Heiligste und Höchste, dem unsere Seele gehört, es entstammt doch zuletzt dem unendlichen Reichtum der Welt. Und für die Welt ist es da. Der Welt muß es zugute kommen und dienen. Um seinetwillen trotzen wir der ganzen Welt — der Welt zulieb! Auch mit dem Heiligsten und Höchsten kommen wir nicht aus der Welt und über die Welt hinaus. Ist es etwas, das uns der Welt entfremdet, das in unvereinbarem Gegensatz zu der Welt steht,

dann ist es nichts wahrhaft Heiliges mehr, dann ist es ein Machwerk, eine Verirrung unserer eigenen Gedanken.

Nicht an die Welt der Sinne glauben wir, nicht an die Welt der unvollkommenen Gegenwart. Wir glauben an die Welt der Zukunft, an die Welt, wie sie werden soll, an ihr fernes, großes Ziel. Ja doch, auch an die Welt von heute glauben wir. Wir sehen in ihr die Kräfte walten, die schaffenden, aufbauenden Kräfte, die in uns die Zuversicht wecken, daß sie allen zersetzenden und zerstörenden Mächten, allen Mächten des Unheils zum Trotz sich durchsetzen werden.

Heilig ist die Welt! Es müssen uns nur die Augen dafür aufgehen. Heilig ist der Acker, den wir bestellen. Gottes Sonne und Regen segnen ihn mit Fruchtbarkeit. Heilig ist das Eisen, aus denen wir unsere Maschinen bauen, unsere Waffen schmieden. Gott ließ es wachsen in den dunklen Tiefen seiner Erde. Heilig ist das Feuer, darin wir es schmieden und formen. Nicht umsonst erzählt die alte Sage, daß es vom Himmel herabgeholt worden sei. Heilig ist der Baum, den unsere Axt fällt, um sein gutes Holz in tausendfacher Weise zu verwenden. Er ist eine Wundertat unseres Gottes. Lange hat Gott daran gearbeitet uns zugut. Heilig sind die Menschenhände, die so klug und geschickt mit den Dingen der Welt umzugehen wissen. Gott hat diese feine Kunst in sie hineingelegt. Heilig ist das alles. Wir brauchen es wahrlich nicht erst heilig zu machen, brauchen es nicht mit Weihwasser zu besprengen und kein Kreuzeszeichen darüber zu schlagen. Es ist heilig an sich, heilig von Anfang an. Es müssen uns nur die Augen dafür aufgehen, wie

heilig es ist, wie unmittelbar es von Gott kommt und mit Gott zu tun hat.

Heilig ist die Ehe. Gott hat zweierlei Menschen gemacht und sie füreinander bestimmt. Heilig ist jedes Kindes Geburt. Sie ist ein unausdenkbares Geheimnis der schaffenden Allmacht und Güte unseres Gottes. Heilig sind die Bande, die Eltern und Kinder, die Bruder und Schwester miteinander verbinden. Gott hat mit eigener Hand sie geknüpft und mit seinem unverwischbaren Siegel sie gezeichnet. Heilig ist der Beruf, darin wir unsere Arbeit tun und unser Brot uns verdienen. Gott hat an unsere Arbeit uns gerufen. Ob wir es wissen oder nicht, ob wir es wollen oder nicht, wir tun sie in seinem Dienst. Heilig ist das Geld, mit dem wir das liebe Brot uns kaufen und was sonst zu des Leibes Notdurft gehört. Gott hat damit unseren Schweiß und Fleiß gelohnt. Heilig ist die Heimat, da unsere Hütte steht, heilig das Vaterland, dem unser Herz gehört. Es ist ein Stück von Gottes Erde, an der seine Hände gearbeitet haben die Jahrmillionen hindurch. Heilig ist das Volk, zu dem wir zählen, dessen Sprache wir reden, dessen Blut in unseren Adern rollt. Wer gab uns die Zunge, die diese Sprache spricht? Wer gab uns den deutschen Herzschlag in unserer Brust? Gott hat auch unser Volk gewollt und erwählt, wie nur irgend einst das Volk Israel. Er hat auch unserem Volk seine Grenzen abgesteckt und „zuvor versehen, wie lange und weit es wohnen soll". Heilig ist das alles, und nichts ist nötig, als daß wir merken und sehen, wie heilig es ist, und auch heilig damit umgehen.

Heilig ist nicht bloß die Kirche, nicht bloß der Altar,

nicht bloß das Priestergewand, nicht bloß all die Dinge und Geräte, die zum heiligen Dienst gehören. Mindestens ebenso heilig ist auch der Arbeitskittel, heilig der Pflug des Landwirts, heilig die Werkstätte des Geschäftsmannes. Heilig ist der Kochherd, heilig der Schreibtisch, heilig das Schulzimmer, heilig der Sitzungssaal des Rathauses und des Reichstages, denn das alles ist von Gott gewollt. Mit dem allen und durch das alles kann man Gott dienen. Der Landwirt, der Handwerker, der Kaufmann, der Lehrer, der Beamte, der Künstler, der Arbeiter, der Gelehrte, der Staatsmann, die Hausfrau, die Mutter und wer es sei — kein Papst, kein Bischof und kein Priester kann ihnen sagen, darf ihnen sagen, was sie zu tun haben. Auch die Bibel, auch das Evangelium kann es nicht und tut es nicht. Frei und selbständig müssen sie sich entscheiden. Der ernsten, heiligen Sache, die ihnen obliegt, müssen sie es absehen, wie sie angefaßt und ausgerichtet sein will. Sie müssen ihren Acker bestellen und ihrem Geschäft nachgehen, ihre Kinder unterrichten und pflegen, ihren Haushalt wahrnehmen, ihre Stadt und ihr Volk regieren, so wie dieser Acker, dies Geschäft, dieser Unterricht, diese Kinderpflege, dieser Haushalt, diese Volkswohlfahrt es selber verlangt und nötig macht. Das Evangelium macht ihnen keinerlei Vorschriften dabei, gibt ihnen keinerlei Weisungen dafür, auch keine Ratschläge, keine Fingerzeige.

Es gibt ihnen nur, — „nur", wie wunderlich das klingt! —, es gibt ihnen den rechten Sinn, die Gewissenhaftigkeit, die Ausdauer, den Stolz und die Freudigkeit, die selbstlose Treue, das Gottvertrauen, den immer neuen Mut, die immer neue Zuversicht,

die dazu nötig sind. Im übrigen aber müssen sie es den weltlichen Dingen selbst und ihnen ganz allein abfühlen und ablernen, immer besser, immer geschickter ablernen, was für Anregungen, was für Gesetze sie ihnen für ihre Arbeit geben. Und je mehr und je besser sie das tun, je weniger sie dabei nach etwas anderem hinhorchen, je völliger sie sich ausschließlich von ihrer Sache, von dieser ganz und gar weltlichen Sache beherrschen lassen, desto besser dienen sie Gott damit. Es ist Gottes Sache, die sie treiben. Es ist Gottes Stimme, die sie daraus vernehmen. Es ist Gottes Wille, den sie damit ausrichten.

Endlich einmal ein starkes, freudiges Ja zu der Welt und ihrem Leben! Endlich einmal keine schwächliche Furcht, keine Flucht mehr vor der Welt, kein scheues, mißtrauisches Sichfernhalten von der Welt, kein Verurteilen der „argen, bösen Welt". Auch kein halbherziges Sicheinlassen mit der Welt! Mit unruhigem, zweifelndem, schlechtem Gewissen! Frisch hinein in die Welt und ihr unruhiges, brausendes Leben und mit ungeteiltem Herzen daran teilgenommen! Mit einem Herzen voll Liebe und Freude! Mit dankbarem Herzen! Mit frommem, ehrfurchtsvollem Herzen! Mit einem Herzen, das in diesem ruhelosen Leben Gott spürt, den rastlos schaffenden, den niemals ruhenden Gott! Habt lieb die Welt, und was in der Welt ist! So jemand die Welt nicht lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters!

Mit offenen Augen in die Welt hinausschauen! Sich nicht täuschen über die Welt und ihr Wesen! Sich kein freundliches Traumbild zurechtmachen von der Welt! Nichts vertuschen, nichts beschönigen! Rück-

sichtslos die Dinge sehen und sich eingestehen! Alles Schlimme und Schlechte, alles Schreckliche und Scheußliche sehen und es mit dem Namen nennen, der ihm zukommt! Aber trotzdem die Welt liebhaben! Trotzdem der Welt vertrauen! Trotzdem das Leben mit fester Hand erfassen! Allem Widrigen in der Welt mit ruhiger Festigkeit, mit der Zuversicht des Sieges entgegentreten! Die Welt ist kein Kinderspielplatz, kein Schlaraffenland und ganz gewiß kein Paradies. Aber auch ganz gewiß keine Hölle, keine Wüste, kein Jammertal, obwohl es Stunden geben kann, wo sie uns so vorkommt. Nein, ein guter Acker ist sie, der Mühe und Arbeit fordert und lohnt. Ein Ringplatz ist sie, der die Kräfte weckt und stählt. Ein Schlachtfeld ist sie, wo dem Tapferen die Palme winkt. Das Leben ist kein Spiel und kein Traum. Nicht zum trägen Ausruhen, nicht zum Genießen ist es da. Nein, eine Aufgabe ist es, die vollbracht sein will. Keine leichte Aufgabe. Es ist möglich, daß sie die Einsetzung des letzten Atems und der letzten Kraft verlangt. Aber wer dazu bereit ist, dem steht der Reichtum der Welt, dem steht die ganze Allmacht zur Verfügung bis zu dem Augenblicke, wo sie — ihn nicht mehr braucht. Das ist die Religion des Glaubens.

Keine Religion für müde, matte Seelen. Keine Religion für Träumer und Schwärmer. Keine Religion, die in Formen und Formeln sich verknöchert. Keine Dogmatik. Kein krauses, spitzfindiges, auch kein noch so kunstvolles Lehrsystem. Kein Pensum zum Abglauben. Keine Mythologie. Nichts Phantastisches und Verstiegenes daran. Nichts, das irgendein Opfer des Verstandes fordert. Kein Schwelgen in frommen Ge-

fühlen. Keine Möncherei, keine Klosterreligion. Eine Religion, die aus dem Leben stammt und ins Leben weist, ins tätige, schaffende Leben hinein, die alles liebt und pflegt, was das Leben weckt und fördert. Eine Religion, die den Alltag zu Ehren bringt, die ihre großen Worte für die schlichtesten, alltäglichsten Dinge hat und diese Dinge in ihrer unendlichen Wichtigkeit, in ihrem heiligen Werte sieht. Eine Religion des Diesseits, die den flüchtigen Augenblick erfaßt und tut, was die Stunde fordert, und die doch Augen hat, die in fernste Fernen sehen, in eine andere bessere Welt, in die zukünftige, die — jenseitige Welt, die unter den Händen des Glaubens erst erstehen soll. Eine Religion, die Menschen sucht und Menschen schafft, wie die Welt sie nötig hat, Menschen, die „mit festen, markigen Knochen auf dem Boden der Erde stehen" und deren Seele doch in einer Welt lebt, die sehr unähnlich der Welt von heute ist,

in der Welt Gottes.

Von Pfarrer Dr. theol.

Bernhard Dörries

wird voraussichtlich im Herbst 1920 ein weiteres Buch erscheinen, welches in gewissem Sinne eine Ergänzung und Weiterführung des vorliegenden ist.

Von den früher erschienenen Schriften des Verfassers seien hier für gebildete Laien vor allem genannt

Das Evangelium der Armen
Die Welt Gottes

„Man fühlt selten sonstwo die Zeit, die wirkliche Zeit, die wir erleben, und das wirkliche Herz, das wir haben, mit allen seinen Regungen, in allen Verknüpfungen seiner innersten Anliegen so scharf erfaßt und so klar von der Kraft der ewigen Wahrheit beleuchtet, wie bei Dörries." (Kirchenblatt für Schlesien.)

Ausführliche Anzeigen über diese 2 Bücher sowie über die anderen, für Theologen bestimmten Schriften des Verfassers versendet der Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen auf Verlangen postfrei. Jede der obengenannten zwei Predigtsammlungen geheftet etwa 6 M., gebunden 7.50

DIE
BLAUEN
BÜCHER

H. FIRENTSCHER

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032217080

201 D737

JAN 15 1935